

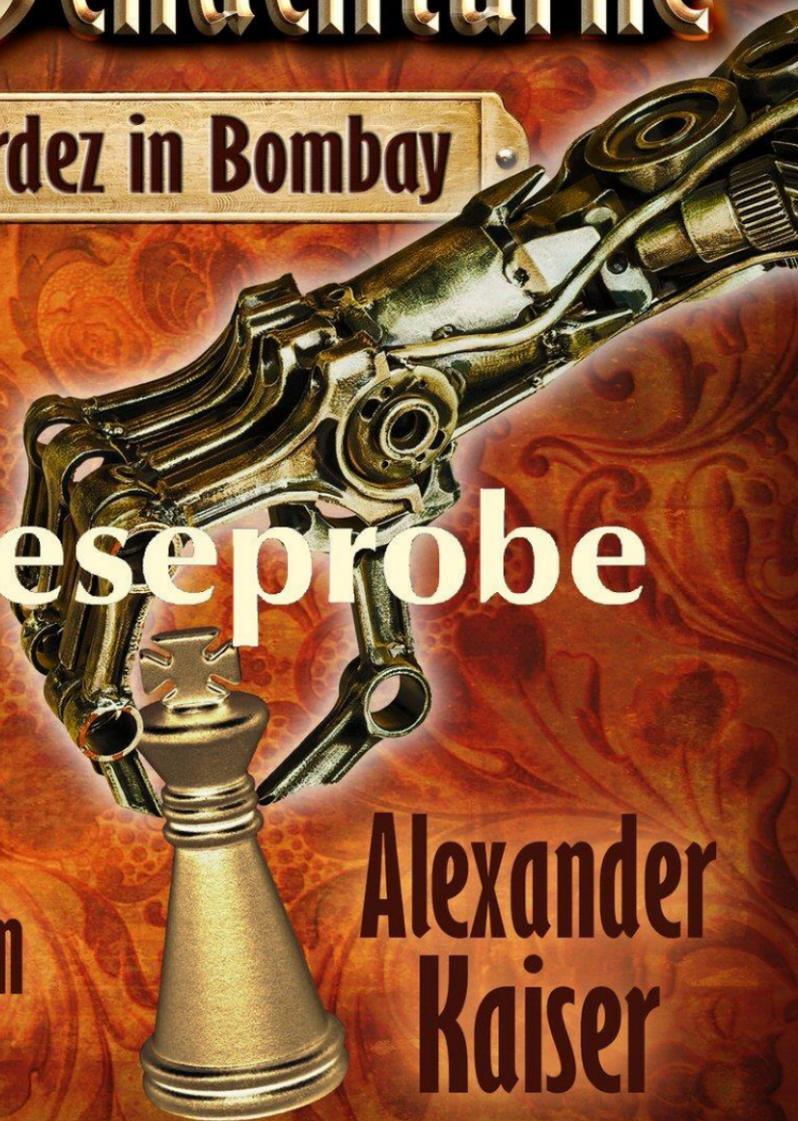
# Der Schachtürke

Gardez in Bombay

Leseprobe

Roman

Alexander  
Kaiser



Die Gesamtausgabe von  
»DER SCHACHTÜRKE – GARDEZ IN BOMBAY«  
kann bei **AMAZON**  
als Taschenbuch zum Preis von € 15,00  
bzw. als eBook zum Preis von € 5,95  
erworben werden.

Die Printausgabe kann auch  
**direkt über unsere Verlagseite**  
bestellt werden.

Weitere Informationen zum Buch  
und zum Verlagsprogramm finden Sie auf der Webseite  
**[WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE](http://WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE)**

Alexander Kaiser

Der  
Schachtürke

Gardez in Bombay

– *Leseprobe* –



EMMERICH BOOKS & MEDIA

2025

ALEXANDER KAISER  
DER SCHACHTÜRKE  
GARDEZ IN BOMBAY

Roman

Herausgeber:  
Peter Emmerich  
EMMERICH Books & Media  
Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz  
www.emmerich-books-media.de

Originalausgabe  
© 2025 by EMMERICH Books & Media, Konstanz  
& Alexander Kaiser

© 2025 by Alexander Kaiser  
All rights reserved.

Autorenfoto © Alexander Kaiser

Covergestaltung: Beate Rocholz  
Bildquelle: shutterstock.com

»Metallroboter, handgefertigt aus Maschinenteil« © fotoslaz

»Silver king chess figure« © timquo

»Messingplatte« © donatas1205

Gesamtlayout und Satz: Jörg Schukys

## INHALT

EIN BLICK ZURÜCK	7
PROLOG	9
KAPITEL EINS	
17. JANUAR 1890, EIN FREITAG	14
KAPITEL ZWEI	
19. JANUAR 1890, EIN SONNTAG	55
KAPITEL DREI	
20. JANUAR 1890, EIN MONTAG	81
KAPITEL VIER	
20. JANUAR 1890, EIN MONTAG	124
KAPITEL FÜNF	
21. JANUAR 1890, EIN DIENSTAG	198
KAPITEL SECHS	
22. JANUAR 1890, EIN MITTWOCH	254
KAPITEL SIEBEN	
24. JANUAR 1890, EIN FREITAG	314
EPILOG	350
DIE PERSONEN DER HANDLUNG	356
DER AUTOR	363

## EIN BLICK ZURÜCK

Die Einladung an den Schachtürken, nach St. Petersburg zu kommen, eine erstaunliche Maschine, welche ohne jedes Quäntchen Dampf funktioniert, war eine Falle. In einer Welt, in der Dampfkraft gewaltige Lokomotiven antreibt, riesige Heliumgefüllte Zeppeline durch die Wolken bewegt, in der Dampf in jedem Aspekt des Lebens zu finden ist, von der Gehhilfe bis hin zur automatischen Biertheke, ist der Schachtürke mehr als besonders. Normalerweise nutzen Helene Muller, die Kanadierin aus Quebec mit elsässisch-indogenen Eltern, ihr Mündel Lexter O'Riordan von den Straßen der nicht so schönen Viertel New Yorks, und ihr geheimer Beschützer und Mitarbeiter, der deutsche Geheimrat Armin Schortewitz diese Besonderheit ihres Fahrgeschäfts aus, um in alle Länder und bis in höchste Kreise zu gelangen. Dort knüpfen sie dann für den noch jungen Auslandsgeheimdienst des Deutschen Reichs Kontakte und versuchen, künftige Agenten zu rekrutieren. Doch in Russlands Hauptstadt sollte die besondere, unbekannte Technologie dazu dienen, ein Attentat auf den russischen Kaiser zu ermöglichen.

Dank Armin Schortewitz' Genialität wurde der Anschlag verhindert, der Zar gerettet und der Täter nach Sibirien verbannt. Außerdem wurden für das Land, das kurz vor einem Bürgerkrieg stand, weitreichende Reformen ausgelobt, welche die Lage wieder beruhigten.

Belobigt und belohnt vom Zaren Alexander III. selbst könnte jetzt alles in Ordnung sein. Aber in der Nacht des Attentats wurde von einem Unbekannten ein Foto vom Innenleben des Schachtürken gemacht und in der ganzen Welt verbreitet, das bewies, dass der Schachtürke

tatsächlich keinen Dampf nutzt. Aber wie funktioniert die Maschine dann?

Waren es anfangs Begehrlichkeiten nach dieser Technologie, mit der Helene, Lexter und Armin umzugehen wussten, erwacht nun blanke Gier nach der neuen Wundermaschine. Zwei englische Gentlemen tun deshalb das, was englische Gentlemen schon immer getan haben, seit ihre Vorfahren Piraten, Bankiers und Eroberer gewesen waren. Sie bewegen sich außerhalb der Gesetze und schicken eine Söldnertruppe, um den Schachtürken zu stehlen. Und das um jeden Preis. Selbst wenn es bedeutet, dass die kanadische Eigentümerin und ihr schwarzer Ziehsohn dabei getötet werden.

## PROLOG

Es war wirklich eiskalt in Berlin. Zwar war schon einige Tage kein Schnee mehr gefallen und die Straßen gut geräumt, aber ein frostiger Wind aus Nordost hatte eingesetzt und die Temperatur deutlich in den zweistelligen Minusbereich gebracht, was zugegeben beim eher kontinentalen Klima der deutschen Hauptstadt nicht sehr oft vorkam. Noel Gallagher war wärmeres Klima gewohnt. Indien, Irak, Ägypten. Auch London war zwar ab und an mit Schnee bedeckt, doch selbst wenn das Thermometer unter die Null rutschte, war es nie so kalt, dass die Jungs auf der Straße nicht weiterhin mit kurzen Hosen herumliefen. Aber Minus zwölf Grad? Das war für ihn erbärmlich wenig. Zum Glück zwang ihn sein Auftrag eher selten vor die Tür, und meistens konnte er einen seiner Handlanger schicken. Und der lautete, für seine beiden Investoren den Schachtürken zu stehlen.

Von ihrem Stützpunkt aus war die Wohnung ihres Ziels hier in der Ritterstraße nicht ganz perfekt, aber immer noch relativ gut im Blick. Sie, das waren er selbst und vierzehn ehemalige Soldaten, die wie er im britischen Militär gedient und aus diversen Gründen vorzeitig entlassen worden waren – und die verschiedensten Talente mitbrachten.

Die meisten waren einfache Soldaten, Unteroffiziere in geringer Verantwortung, die entweder am Ende ihrer Dienstzeit die Streitkräfte verlassen mussten, oder aber wegen diverser kleiner oder größerer Verbrechen unehrenhaft oder mit verminderter Pension entlassen worden waren. Schmuggel, Unterschlagung, übertriebene Grausamkeit, es kam so einiges zusammen. Vergewaltiger, die erwischt wurden, erschoss man üblicherweise

gleich vor Ort, also musste er sich mit solchen Leuten nicht auch noch herumschlagen. Wobei man sich schon eine Menge leisten musste, bevor Queen Victoria und die East India Company jemanden fallen ließen. Oder es war eben erhebliches Pech so wie bei ihm selbst.



Er war Captain der Artillerie in Indien gewesen, bevor er von einem meuternden muslimischen Sepoy, der sein Gewehr angeblich mit Schweinefett schmieren sollte, ein Bajonett in den rechten Oberschenkel bekommen hatte. Artillerie deswegen, weil es die einzige Waffengattung war, in der man Offizier werden konnte, ohne sich das Patent zu kaufen, geradezu ideal für einen Emporkömmling aus der German Legion. Das war der Plan gewesen. Aber dann war der tausendmal verfluchte Hindu-Wanderer aufgetaucht, der seine Leute mit dem Märchen vom Schweinefett aufhetzte. Die Wunde war im heißen Klima Indiens natürlich nur mehr schlecht als recht verheilt. Und als klar gewesen war, dass das Bein nie wieder die alte Beweglichkeit erlangen würde, hatte man ihn aus der Armee entlassen und mit dem üblichen Halbsold als Pension abgespeist, wie es bei den Briten nun mal üblich war. Das war eine Menge Geld, wenn man sich nicht selbst verpflegen musste, so wie in der Armee. Aber sehr wenig, wenn man in London über die Runden kommen wollte.

Seither verdingte er sich notgedrungen in seiner übermäßigen Freizeit als Söldner. Da er nicht nur Führungsqualitäten mitbrachte, sondern auch noch sehr gut in der Society of the King's German Legion vernetzt war und etliche ehemalige Soldaten kannte, die für Geld eine Menge taten, hatte er relativ gut zu tun. Sein Auskommen war jedenfalls sehr viel höher als die Pension, die man ihm für zehn Jahre Dienstzeit zugestand, meistens

auch besser als sein Sold. Den hatte es allerdings regelmäßiger gegeben als die Belohnungen für die gelegentlichen Missionen.

Als Enkel eines Unteroffiziers, der als hannoverischer Infanterist unter King George in der King's German Legion gegen Napoleon gekämpft hatte, und der nach England emigriert war, als die Preußen Hannover in offener Feldschlacht besiegten und annektierten, war er nicht besonders gut gelitten. Dass er sich seinen Weg in die Offizierslaufbahn erkämpfen musste, war auch nicht gerade ein Punkt gewesen, der ihm viele Freunde eingebracht hatte. Dadurch, dass er sich sein Patent nicht kaufte, wurde er als Emporkömmling betrachtet. Und da man nur bei der Artillerie durch seine Fähigkeiten aufsteigen konnte, war sein Rang weniger geachtet, als wäre er Offizier bei der Infanterie oder der Kavallerie gewesen. Sich bei denen ein Offizierspatent zu kaufen, als das Geld mal vorhanden war, hatte er leider verpasst.

Bei den anderen Nachfahren der Soldaten der German Legion sah das natürlich nicht anders aus; die Engländer sahen auf sie gleichermaßen herab, sobald sie mehr erreichen wollten als einen Unteroffiziersrang. Die Hybris der Briten ließ sich gut in einem alten Spruch zusammenfassen: Vielen Engländern wäre eine englische Prostituierte als Schwiegertochter lieber als ein anständiges, aber ausländisches Mädchen.

Wie hieß es doch so schön in den Londoner Offiziersclubs? Auf schwere Seuchen und blutige Kriege. Das waren die beiden schnellsten Methoden, um im Rang aufzusteigen, sobald ranghöhere Offiziere an den Pocken oder einer Kugel starben. In diesem Rennen Konkurrenz durch die deutschen Underdogs zu haben, nahmen die anderen Offiziere aus den Adelshäusern und den etablierten Offiziersfamilien recht persönlich.

Umso enger hielten die Hannoveraner zusammen. Was dazu führte, dass Gallagher für seine Söldner-

unternehmen fast ausschließlich Leute der Legion oder deren militärisch geschulte Nachfahren auswählte, am besten gescheiterte Existenzen, wie er selbst eine war. Entweder waren sie dankbar für die Chance auf einen guten Verdienst, oder aber sie freuten sich für die Gelegenheit, erneut das tun zu können, was sie am besten konnten. Viele Fragen stellte keiner. Auch eine Voraussetzung, um in Gallaghers Team zu kommen und relativ gut zu verdienen.

So wusste zum Beispiel keiner seiner Leute, wer die Auftraggeber waren, die sein kleines Kommando nach Berlin geschickt hatten. Dass sie hier waren, um den Schachtürken zu stehlen und nach England zu schaffen, wussten sie hingegen. Und dass sie für den einfachen Auftrag eine Menge Geld einstreichen würden, sobald er gelungen war. Denn wenn er ehrlich war, wie viel Widerstand würden eine Frau und ein kleiner Junge seinen Leuten schon leisten können? Alles, was er tun musste, war auf seinen Späher zu warten, der am Flughafen Schönefeld die Ankunft von Helene Muller und Lexter O'Riordan inklusive der Kiste mit dem Schachtürken abwartete, und dann noch ein wenig länger zu warten, bis die beiden samt der Kiste in der Wohnung schräg gegenüber ankamen. Der Rest war reine Routine. Eine angemessene Anzahl seiner Leute würde so unauffällig wie möglich rüber gehen. Da sie alle Deutsch sprachen, erwartete Gallagher auch keine Aufmerksamkeit. Die Gruppe musste groß sein, aber nicht zu groß. Klein, aber nicht zu klein. Gerade so, dass jeder deutsche Schutzmann ihre Behauptung, sie seien Arbeiter auf dem Heimweg, die sich mit Handlangerdiensten ein paar Pfennige in der Ritterstraße dazu verdienen wollten, problemlos glaubte. Noel Gallagher hatte sich für sechs seiner Leute entschieden. Nicht die Schlausten, aber sie wussten, was ein Befehl war und wie man ihn ausführte. Gallagher massierte sein rechtes

Bein, es kribbelte, und das war immer ein Zeichen. Nicht unbedingt ein gutes, aber meistens.



Die Tür öffnete sich für Liam, einen dünnen Burschen mit Allerweltsgesicht, der die Fähigkeit besaß, nicht aufzufallen, wenn er es nicht wollte. »Captain. Die beiden sind in Schönefeld gelandet und haben den Schachtürken eingeladen. Soweit ich es mitgekriegt habe, wollen sie jetzt nach Hause kommen.«

Gallagher schnaubte zufrieden. »Na, dann wollen wir ihnen doch einen schönen Empfang bereiten. Jack-Jack, nimm deine Leute und geh rüber. Sobald sie in der Wohnung ist, mach kurzen Prozess. Dann wartet ihr mindestens eine Stunde, bis ich eine Dampfdroschke vorfahren lasse. Ihr bringt die Kiste mit dem Schachtürken raus, ladet sie auf und fahrt mit der Droschke mit. Verstanden?«

»Ja, Captain. Was soll mit der Indianerin passieren? Und dem Bengel?«

»Sorge dafür, dass die beiden keinen Alarm schlagen können. Wie, ist mir egal. Mir geht es um die Kiste, und nichts anderes.«

Moses, ein pockennarbiger Bursche, dessen Gesicht ebenso wie seine Zähne schon bessere Zeiten gesehen hatte, meldete sich zu Wort: »Eine ganze Stunde warten, Captain? Was sollen wir denn in der Zeit machen?«

»Ihr werdet schon etwas finden, womit ihr euch unterhalten könnt«, entgegnete Gallagher.

»Egal was?«, fragte er lauernd.

Gallagher stieß einen Seufzer aus. »Sieh einfach zu, dass keiner der beiden euch auffliegen lässt!«

»Verstanden, Captain!«, rief Moses hochofren.

Ach ja. Man erschoss in der Armee natürlich nur die Vergewaltiger, die sich erwischen ließen.

## KAPITEL EINS

### 17. JANUAR 1890, EIN FREITAG

*Passagierzeppelin »Graf von Benningen«,  
im Anflug auf den Zeppelinhafen Berlin-Schönefeld*

Helene war nie das gewesen, was man als verwöhnt bezeichnen würde. Ihre Familie war nicht wohlhabend, ihr waren nie alle ihre Wünsche erfüllt worden, und ihre Abstammung von einem deutschen Einwanderer und einer Ureinwohnerin aus dem Stamm der Mohawks waren keine Voraussetzung dafür, um eine bevorzugte Behandlung zu erfahren. Weder in der Schule, noch auf dem Internat oder gar später auf der Universität. Wobei ihr durchaus zugutegekommen war, dass sie eine westliche Erziehung anstrebte. Ein Minuspunkt war für sie ihr sehr selbstständiger Lebensstil, zu dem neben ihren Weltreisen eben auch gehörte, in den heimatlichen Wäldern um den Lake Champlain nahe des Ontariosees im Sommer mit nacktem Oberkörper auf die Jagd zu gehen, ganz wie es Tradition war. Eine Anekdote, die bei den älteren Herren ziemlich gut ankam, aber eher selten bei den Damen. Nicht, dass sie es oft erwähnte.

Sie war eine gute Jägerin, geübt im Umgang mit Gewehr, Revolver und auch dem Messer, Fähigkeiten, die ihr in ihrem Leben bereits mehr als einmal zum Vorteil gereicht hatten. Aber heute genoss sie es doch, im Luxus zu schwelgen, sich gehen zu lassen und so dekadent bedient zu werden, als sei sie die Großmutter des Zaren persönlich.

Lexter und sie hatten in St. Petersburg eine turbulente Zeit hinter sich, und die war nicht immer gut gelaufen. Zwar konnten sie den Schachtürken mehrmals ausstellen, um die dortige Oberschicht für neue Technologien einzunehmen; und sie durften den Schachtürken auch zweimal beim normalen Volk präsentieren, was ihr persönlich lieber gewesen war, denn der gemeine Russe war wesentlich netter und bescheidener als seine Adligen. Aber der Preis hierfür war ein Attentat auf den Zaren gewesen, für die ihr sensationeller, selbstständig Schach spielender Automat, der keine Dampfkraft brauchte, den Vorwand liefern sollte. Gewiss, Armin Schortewitz' Einfallsreichtum und sein physikalisches Wissen hatten Zar Alexander III. vor der Elektrowaffe des Attentäters, Hauptmann Uljanov, gerettet. Und gewiss, der Zar schloss sich der Meinung an, dass Lexter und sie selbst Opfer bei diesem Verbrechen gewesen waren. Und ja, er hatte die fünfhundert Goldrubel, die sie für die eine Woche in St. Petersburg von Fürst von Stromberg, dem Drahtzieher des Attentats, erhalten sollten, als Entschädigung verdreifacht.

Aber von Stromberg und Uljanov hatten sie dazu gezwungen, den Schachtürken zu öffnen, und sie war nicht geistesgegenwärtig genug gewesen, ihn wieder abzuschließen, nachdem das Attentat auf Alexander gescheitert war.

Irgendjemand konnte dann eine Fotografie vom Innenraum schießen, und dieses Foto war in nur vier Tagen um die Welt gegangen. Selbst jetzt, im Speisesaal der 1. Klasse der *von Bennigsen* lag eine italienische Zeitung auf dem Tisch vor ihr, auf dessen Titelseite genau das Foto des Innenlebens ihres Schachtürken prangte. Das war einerseits gut. Schlechte Presse war immer nur keine Presse. Andererseits weckte die geheimnisvolle Technologie ihres Fahrgeschäfts auch so schon genug Begehrlichkeiten. Das durften sie in Tripolis erleben, aber auch

in Paris, und zuletzt in London. Und das Foto würde die Gier nach der Technologie ihres Fahrgeschäfts eher noch verstärken. Für den Vorfall auf dem Zeppelinhafen Heathrow war ja immer noch Corbyn im Verdacht, Lexter und ihr die Schläger auf den Hals geschickt zu haben, die ihren Schachtürken stehlen sollten. Auch wenn Scotland Yard ihr erst am Mittwoch in ihr Hotel in St. Petersburg telegrafierte, Urheber der Aktion sei eine Londoner Unterweltgröße namens »Professor Lumière« gewesen, ein Franzose, der Stadt und Empire schon seit einiger Zeit erhebliche Schwierigkeiten machte. Sie war da anderer Meinung. Schade. Eigentlich schien Corbyn ein feiner Kerl zu sein, zumindest besser als der durchschnittliche Londoner Gentleman.

Nur das beherzte Eingreifen von Armin Schortewitz hatte die beiden vor Verletzungen oder gar dem Tod bewahrt, und auf jeden Fall den Schachtürken gerettet. Es stand außer Frage, dass Professor Lumière und auch Corbyn wegen des Fotos noch mehr Interesse für den Schachtürken entwickeln würden, und mit ihnen weitere potente Geldgeber und zwielichtige Gestalten des Halbschattens und des Verbrechens.

Aber im Moment war ihr das alles reichlich unwichtig, solange sie und Lexter ein luxuriöses Mittagessen serviert bekamen, das für fünf gereicht hätte, und die hübschen Stewards und Dienstmädchen sich bemühten, Lexter und ihr auch den kleinsten Wunsch von den Augen abzulesen. Denn ihre Rückreise nach Berlin erfolgte als *persönliche Gäste des Zaren*, und diese vier Worte hatten ihre luxuriöse Behandlung zur Folge. Nach einem üppigen Frühstück saßen sie nun am Mittagstisch mit einem siebengängigen Menü, welches aus herausragenden Beispielen der russischen Küche bestand, tranken Tee und Kaffee von nicht minderer Qualität und wurden aufmerksam umsorgt. Nicht einmal die anderen Passagiere der 1. Klasse, standesdünkelnde Adlige zumeist,

warfen ihnen die üblichen abschätzigen oder gar neidischen Blicke zu.

Nachdem ihr zum Abschluss des Mittagmahls ihre Pfeife von einem aufmerksamen Steward mit Virginia Blend Tabak gestopft, und Lexter von einer puppenhaft hübschen Stewardess mit Süßigkeiten überfüttert wurde, trat eine Passagierin an ihren Tisch heran. Eine der Adligen, die sich mit ihnen unterhalten wollte? Helene, der nicht daran gelegen war, bereits jetzt wieder in die harsche Realität zurückzukehren, hatte nichts dagegen. Immerhin dauerte der Rückflug noch über eine Stunde, und eventuell erwies sich eine zufällige Bekanntschaft ja als unterhaltsam oder gar vielversprechend.

»Ich bitte um Verzeihung, Miss Muller, aber eine Dame bittet darum, sich Ihnen vorstellen zu dürfen«, sagte einer der Junioroffiziere des Zeppelins, der für ihre persönliche Sicherheit abkommandiert worden war.

Helene, satt und ein wenig träge nach insgesamt sieben Gängen, im Mund die Pfeife und bereit, sie zu entzünden, legte das gute Stück von Opa mit Bedauern auf den Tisch. »Gerne doch. Lassen Sie die Dame ruhig durch.«

Der Offizier nickte und wandte sich um: »Bitte hier entlang, Fräulein.«

Er hatte Deutsch gesprochen. Nicht Russisch. Helenes Aufmerksamkeit wuchs.

Die Frau, die nun am Offizier vorbei trat, trug Hosen. Das war das erste, was Helene auffiel. Das gefiel ihr, denn oft frönte auch sie einem solchen Stil. Das zweite waren ihre strohblonden Haare: kurz, aber apart frisiert. Als drittes bemerkte Helene die weiße, mit einer teuren Brosche verzierte Bluse und darüber eine Tweedjacke, die farblich zu den Hosen passte. Helene brauchte nicht in die intelligenten blauen Augen zu sehen, den dünnlippigen, aber fein geschwungenen Mund und die so

typische hoch gedrückte Nase, um zu erkennen, dass sie es mit einer Skandinavierin zu tun hatte.

»Ich bedanke mich, dass ich mich vorstellen darf«, eröffnete sie das Gespräch in dem leicht hakeligen Deutsch, das Skandinavier zu sprechen pflegten, weil die Sprachsyntax ihrer Muttersprache sie irgendwie dazu zwang. Oder sie sich absichtlich von den Deutschen abgrenzen wollten.

»Maren Moeller aus Viby im schönen Dänemark.« Forsch streckte sie der Halbindianerin die Hand hin, und Helene zögerte nicht, sie zu ergreifen und dann zu schütteln. Auch Lexter reichte sie die Hand, aber die Linke, was entweder bedeutete, dass sie der Prothese nicht traute, oder darauf Rücksicht nahm.

»Angenehm«, beschied die Schaustellerin. Sie deutete auf einen freien Stuhl an ihrem Tisch. »Bitte setzen Sie sich doch, Fräulein Moeller. Für welche Zeitung arbeiten Sie, sagten Sie?«

Kurz ging die Überraschung über das Gesicht der Dänin, doch bevor sie saß, fing sie sich wieder. »Für die Jyllands-Posten, eine der kommenden großen Zeitungen des Landes. Was hat mich verraten, Frau Muller?«

Helene registrierte, dass die Reporterin ihren Namen richtig aussprach und französisch betonte. Die meisten Menschen machten sich die Mühe nicht, wenn sie nicht französischsprachig waren. »Es war der Notizblock, Frau Moeller. Den gleichen kleinen Notizblock tragen Ihre New Yorker Kollegen bei sich, um überall und jederzeit kleine Notizen machen zu können.«

»Oh. Na dann kann ich ja gleich meine Karten auf den Tisch legen.« Einer der Stewards bot ihr Kaffee an, und dankend akzeptierte die Journalistin. »Wie Sie sich sicher denken können, Frau Muller, geht es mir eher nicht um die Namensgleichheit unserer Nachnamen, sondern um den Schachtürken und Ihre und Herr O'Riordans Zeit in St. Petersburg. Ich hoffe, ich belästige Sie damit nicht.«

»Helene. Sagen Sie ruhig Helene«, erwiderte sie beruhigend.

»Der Boss sagt, nur keine Presse ist schlechte Presse«, warf Lexter ein. »Obwohl, an Presse mangelt es uns derzeit nicht.«

»Das kann man wohl laut sagen. Das Foto aus dem Winterpalast des Zaren ist mindestens schon einmal um den Erdball herumgegangen. Darf ich fragen, wie es zu der Aufnahme kam? Ach und bitte, sagen Sie beide dann doch Maren zu mir.«

Lexter grinste breit, was seine strahlend weißen Zähne aufblitzen ließ. »Was denken Sie denn, warum das Foto möglich war, Maren?«

Ein wenig unsicher sah sie von Helene zu Lexter und wieder zurück. Offensichtlich hatte sie nicht erwartet, dass der schwarze Junge mitzureden beabsichtigte. »Nun, ich denke, es könnte im weitesten Sinne mit den Unruhen zusammenhängen.«

»Unruhen?«, fragte Helene.

»Haben Sie das nicht bemerkt? Die ganze Stadt, nein, das ganze Land stand doch noch letzte Woche unter enormer Spannung, bis Zar Alexander verkündete, die Reformmaßnahmen seines Vaters wieder aufzunehmen, das Land der Industrialisierung zu öffnen, die leibeigenen Bauern, die Muschiki, zu befreien, und das Militär für die Frauen zu öffnen. Was ich persönlich viel aufregender finde als seine Verlautbarung, deutsche Luftkampfschiffe kaufen zu wollen.«

Helene verzichtete darauf, sich mit Lexter abzustimmen. »Nein, haben wir nicht. Wir waren die meiste Zeit im Hotel, und da haben wir wenig von der Stimmung in der Stadt mitbekommen. Wie knapp war es denn?«

»Nun, knapp genug, würde ich sagen. Auf jeden Fall so knapp, dass mein Chefredakteur mich nach St. Petersburg schickte, um einen Reporter vor Ort zu haben, falls eine Revolution losbricht.« Sie hob die Schultern. »Aber

das ist augenscheinlich erledigt. Mit dem Abflug des Schachtürken verabschiedete sich auch die Anspannung, als wäre sie nie vorhanden gewesen.« Maren seufzte. »Ich bin allerdings ganz froh darüber, dass nichts passiert ist. Mein Vater hat im Krieg gegen Österreich und den Deutschen Städtebund am Danewerk gekämpft, und er sagt mir immer: »Mädchen, sei froh, dass du in einer Zeit des Friedens lebst. Es gibt nichts Schlimmeres als Krieg.«

»Das ist ein recht schlauer Vater«, stimmte Helene zu. Einer der Gründe, warum sie überhaupt die Botengänge und Rekrutierungen für Abteilung IIIb und Staatssekretär Bodo von Lützow erledigte, war ja, ihren Teil dazu beizutragen, um zukünftige Kriege zu verhindern. Was bedeutete, dass sie so lange für das Deutsche Reich arbeiten würde, wie von Lützow nicht versuchte, sie für einen Angriffskrieg einzusetzen. Das war ihr Deal.

»Jedenfalls ist ja noch mal alles gut gegangen«, schloss Maren. Sie lächelte ein wirklich süßes Lächeln. »Und wie ich höre, sollen es ja die Deutschen sein, die vom großen Kuchen des unerschlossenen Marktes Russland das größte Stück bekommen werden. Immerhin haben Sie ihnen mit der Empfehlung Ihres Freundes, Herrn Koopmann, ja quasi das Tor weit aufgestoßen.«

Lexter kicherte leise und Helene wedelte sich verlegen etwas Luft zu.

»Oder sehen Sie eine Chance dafür, dass eine kleine, aber feine Nation wie mein Dänemark da auch mitmischen kann?«

»Wir können ja das nächste Mal, wenn wir mit Alexander sprechen, ein gutes Wort für Dänemark einlegen«, meinte Lexter. Dazu setzte er eine undurchdringliche Miene auf, die einen Pokerspieler neidisch gemacht hätte.

»Das könnten Sie?«, fragte die Reporterin erstaunt.

Helene lachte auf, stockte, und lachte dann weiter. »Nun, es besteht durchaus die Möglichkeit, dass wir den

Zaren erneut treffen, oder mit ihm telegrafisch konversieren. Aber da müssten noch ein paar Faktoren zusammenkommen, über die ich keine Kontrolle habe.«

»Hm«, machte Maren enttäuscht. »Den Versuch war es aber wert. Aber kommen wir zum eigentlichen Grund meines Hierseins.« Sie trank einen schnellen Schluck Kaffee, dann zückte sie ihr Notizbuch und schlug es auf. »Sie sagen, Helene, Ihr Schachtürke kommt vollkommen ohne Dampfkraft aus. Warum ist es Ihnen so wichtig, das zu betonen?«

Die junge Halb-Mohawk legte den Kopf schräg. »Ich verstehe die Frage nicht.«

»Zugegeben, das verwirrt mich«, gestand Maren. »Sie müssen doch einen Grund dafür haben, das so sehr zu betonen.«

»Oh, jetzt verstehe ich Sie. Der Grund ist doch ganz einfach. Denken Sie nur mal an die *von Bennigsen*, in der wir gerade unterwegs sind. Die Auftriebskörper sind mit Helium gefüllt, richtig? Aber was treibt die Propeller an, die das Schiff durch die Luft bewegen?«

»Dampfkraft«, erwiderte die Journalistin. »Hochverdichtete Dampfkraft, die in die Turbinen eingeleitet wird, welche die Flügel drehen.«

Helene nickte gewichtig. »Dampfkraft, die nicht nur dieses Schiff vorantreibt, sondern auch für die Beleuchtung im Saal sorgt. Dampfkraft, die Straßenlampen betreibt, Theken steuert, große Lastkraftwagen dazu befähigt, gewaltige Lasten zu befördern und sogar dazu fähig ist, Prothesen für Menschen zu bewegen, die ihnen verlorene Gliedmaßen ersetzen und ihnen ein normales Leben ermöglichen.«

Grinsend hob Lexter seinen rechten Arm hoch. »So wie die hier. Sehr praktisch, das Ding.«

»Dampf«, fuhr Helene fort, »ist ein extrem wichtiger, unverzichtbarer Bestandteil unseres Lebens geworden. Denken Sie an die Geschichte von James Watt, die von

ihm erzählt wird. Angeblich sah er als Junge, wie ein Topf voll kochendem Wasser den Deckel hochgedrückt hat, und er dachte sich: ›Wenn der Dampf das schon kann, was kann er noch bewegen?‹ Tatsächlich aber gab es Dampfmaschinen schon vorher, früher. Die antiken Ägypter hatten welche, im orientalischen Mittelalter wurden sie gebaut, und auch Ludwig XIV. wurde eine vorgeführt. Aber keine dieser alten Konstruktionen konnte entweder klein genug gebaut werden, oder aber effektiv genug arbeiten, um das Leben der Menschen zu erleichtern, ja zu verbessern. James Watt änderte das. Lexter?«

Der junge Halbire nickte gewichtig. »Im Prinzip ist es so. Dampfmaschinen gab es damals schon einige, aber Watt erarbeitete sich verschiedene Methoden, um eine Maschine zu bauen, die wirtschaftlich arbeiten konnte. Also kleiner, kräftiger, den Dampf besser nutzend. Das hätte eigentlich schon für eine industrielle Revolution gereicht. Eine funktionelle, kompakte Dampfmaschine, die für ein Vorhaben – wie sagen wir? – Wasser aus einem Bergwerk zu pumpen die notwendige Kraft bringt und nicht aufwändig mit Brennstoff versorgt werden muss. Aber der gute James ging noch einen Schritt weiter und konstruierte nicht nur eine solche Dampfmaschine. Übrigens die erste in einer ganzen Serie, die wieder und wieder verbessert wurde, vom Druckkörper über das Kolbensystem bis hin zur Kraftübertragung. Er konstruierte eine Methode, Dampf ultradicht zu speichern. Ohne diese Erfindung, ohne einen solchen Geniestreich wären Dinge wie meine Prothese überhaupt gar nicht arbeitsfähig: die Dampfkartusche.

Dampf zu produzieren ist die eine Sache. Ich meine, wir haben in Berlin in unserer Wohnung eine Fernheizung, die mit Dampfkraft betrieben wird. Aber den Dampf dort zu haben wo man ihn braucht, wo er etwas antreiben kann, das ist das Kunstwerk.«

»Und James Watt hat es geschafft?«, schloss Maren.

»Richtig.« Lexter öffnete einen Teil seines falschen Arms. Er deutete auf einen Zylinder mit abgerundeten Spitzen, der in die Prothese eingelassen worden war. »Diese kleinen Behälter sind mittlerweile so alltäglich geworden, dass kaum noch jemand über sie nachdenkt. Und voranschreitende Technologie hat dazu geführt, dass ihr Inhalt besser und länger genutzt werden kann, bevor man sie tauschen muss. Ich erinnere mich an ein Dienstmädchen in London, das für seinen Herrn einkaufen war. Beide Beine weg, armes Ding. Sie lief auf zwei Dampfprothesen herum, die ihr eine enorme Beweglichkeit verliehen haben. Aber leider brauchten die Dinger einen Ausstoß. Das heißt, alle paar Schritte ließen sie im wahrsten Sinne des Wortes Dampf ab. Das Mädchen musste sich die Tanks der Beine einmal am Tag an einer Dampfmaschine aufladen, sonst war es das mit der Beweglichkeit.

Meine Prothese hingegen ist von der allerneuesten Generation. Nicht nur, dass sie durch Flaschenzugprinzipien und Energierückgewinnung enorm wenig Dampf verbraucht, sie gibt ihn auch so gut wie nie ab. Im Gegenteil, wenn der Dampf seine Kraft und seine Temperatur verloren hat, sammelt er sich in einem kleinen Staufach als Kondenswasser, nachdem ihm durch mehrfache Rückführung im System auch noch das letzte Joule Energie entzogen wurde, welches meiner Prothese die Funktion erlaubt. Das Fach leere ich dann alle paar Tage, setze eine neue Dampfkartusche ein, und fertig. Genau das aber macht diese kleinen Dinger und unsere Technologie so erstaunlich. So ehrfurchtsgebietend. Aber auch so selbstverständlich, dass man sie manchmal vergisst.«

In einer entschuldigenden Geste hob er beide Arme. »Da kann es natürlich mal passieren, dass man die Tatsache, dass unser Schachtürke nicht mit Dampfkraft

arbeitet, nicht sofort einordnet, obwohl ihn genau das zu etwas besonderem macht.«

Skeptisch hob Maren die linke Augenbraue. »Danke, dass Sie mir mein Unvermögen vor Augen geführt haben, Lexter. Ich darf Sie doch Lexter nennen?«

»Sie dürfen mich auch duzen. Ich bin erst dreizehn, soweit ich weiß.«

»Gerne doch. Du. Ich gebe zu, Dampfenergie ist so alltäglich, dass man manchmal vergisst, was sie für unsere Zivilisation bedeutet, so allgegenwärtig, wie sie ist und so vielfältig ihre Verwendungsmöglichkeiten sind. Auf jeden Fall verstehe ich, warum Sie betonen, liebe Helene, dass der Schachtürke ohne Dampfkraft auskommt. Aber war das beim ersten Schachtürken nicht auch der Fall?«

»Oh, der. Sie meinen das ursprüngliche Gerät von Herrn von Kempelen, richtig? Das Gerät, das bei einem Museumsbrand '54 in Philadelphia vernichtet wurde. Das kann man so nicht vergleichen. Herr von Kempelen hat seinen Schachtürken so konstruiert, dass jemand ins Innere klettern und von dort aus den beweglichen Arm des Schachtürken steuern konnte, mit dem der die Figuren bewegen konnte. Das war meistens ein hervorragender Schachspieler, der sich für eine kleine Schummelei nicht zu schade war. Er konnte quasi von unten auf das Brett schauen, sehen, welche Figur wo eingesteckt wurde, und so das Spiel verfolgen sowie entsprechend ziehen. Aber ohne Innenleben, sprich, ohne Schachmeister im Innern ging gar nichts. Und darauf verzichtet mein Schachtürke ohnehin. Viel interessanter ist der Ajeeb vom Charles Hooper, den es sogar heute noch gibt.«

»Das war aber nicht der erste Nachbau. Es gab noch den American Chess Player der Gebrüder Walker«, warf Maren nach einem Blick auf ihre Notizen ein.

Lexter machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das Ding hat genauso gearbeitet wie der Schachtürke, den der von Kempelen erfand, und der von Nepomuk

Mälzel in die USA gebracht wurde. Es steckte ein Schachspieler drin, der die Illusion erzeugte, das Gerät sei in der Lage, selbstständig Schach zu spielen. Das Gerät von Hooper ist viel besser. Es ist quasi ein Vorläufer zu unserem Schachtürken«, erklärte Lexter. »Er funktioniert mit Dampfkraft, die ihn antreibt. An einem langen Abend muss mehrfach Dampf nachgeladen werden, da Hooper die neuen Patronen, die es erst seit den Siebzigern gibt, nicht adaptieren konnte, sodass man am Ende eines solchen Abends in klammer Kleidung nach Hause gehen muss. Er verbraucht eine Menge Dampf. Aber er arbeitet tatsächlich selbstständig.

Wissen Sie, Schach ist ein Spiel, das aus der Grundaufstellung der zweimal sechzehn Figuren besteht. Es gibt nur vierundsechzig Felder. Jede Figur hat ihre eigene Zugrichtung, ihre eigene Beweglichkeit. Die Möglichkeiten, die sich während eines Schachspiels ergeben, sind sehr hoch, aber nicht unendlich. Und der Anfang, der erste Zug, lässt nur zwanzig Möglichkeiten zu. Also die acht Bauern jeder Seite und die beiden Pferde. Davon ausgehend konnte Hooper ein mathematisches Konzept entwerfen, welches die möglichen Variationen berücksichtigt. Dabei kommt ihm zugute, dass mit der Zeit die Zahl der Figuren abnimmt und damit auch die Zahl der möglichen Züge. Hooper entwickelte ein Prinzip, das bis zu fünfhundert Partien nachspielen kann, die es gegeben hat. Also eine Bewegung von hier löst die Sperre für einhundert weitere Möglichkeiten, der nächste Zug für noch einmal fünfhundert, und, und, und, immer den Spielen folgend, die er berechnen und in seinem dampfgetriebenen Schaltsystem einfangen konnte.

Für die meisten Partien reicht das. Hoopers Ajeef kann so gut wie jeden Amateur schlagen, allein mit den rund fünfhundert Schachpartien, die er mechanisch nachahmt. Aber kriegt er mal einen wirklich guten Schachmeister vor der Nase, ist der Apparat verloren.

Ab einem gewissen Punkt, wenn der Gegner die mechanisch integrierten Spiele verlässt, der Ajeef sie also im wahrsten Sinn des Wortes nicht kennt, tritt ein Zufallsmodus ein, in dem er zwar seine Figuren noch korrekt bewegen kann, aber irrational, weil ihm die Vorgaben durch die Schaltungen fehlen. Er zieht quasi blind, ohne Ansicht der Partie. Aber genau das Irrationale soll den Ajeef mindestens einmal über einen Großmeister triumphieren lassen haben. Das war allerdings nur ein Zufall, denn Hoopers Schachtürke kann nicht dazu lernen.«

»Aber euer Schachtürke kann dazu lernen?«, hakte Maren nach.

»Betriebsgeheimnis«, erwiderte Lexter.

»Okay, Betriebsgeheimnis. Aber warum braucht der Schachtürke keinen Dampf? Ist das auch ein Betriebsgeheimnis?«

Lexter lächelte mit schmalen Lippen. »Das ist kein Betriebsgeheimnis. Er erhält seine Arbeitsenergie dadurch, dass ich die Kurbel drehe. Deshalb braucht er keinen Wasserdampf. Ein kompliziertes Prinzip aus Energieerzeugung, Energierückgewinnung und Energieverwertung versetzt ihn nicht nur in die Lage, sich zu bewegen, sondern auch Schach zu spielen.«

»Nach einem ähnlichen Prinzip wie der Ajeef? Indem er womöglich noch mehr Spiele als simple Schaltungen nachahmen kann und das auch tut?«

»Ich mag Sie, Maren, ich mag vor allem Ihren Nachnamen, und deshalb gebe ich Ihnen und Ihren Lesern eine detailliertere Antwort als der New York Times«, sagte Helene. Sie beugte sich ein Stück vor, und Maren Moeller kam ihr ein Stück entgegen. »Sie sind auf der richtigen Spur, aber noch ziemlich weit von der Wahrheit weg. Dr. Green, der Erbauer des Schachtürken, konnte in der Tat ein besseres Gerät erschaffen als den Ajeef. Der Schachtürke kann im Gegenzug zu ihm nicht an irgendwelche Grenzen gelangen und ist deshalb auch

nicht gegen gute Schachspieler und Großmeister aufgeschmissen. Und er musste bisher noch nie eine Partie verloren geben, was einerseits meine Worte bestätigt, und andererseits bedeutet, dass der Doktor eine geniale Apparatur erdacht hat.«

Maren stutzte, beugte sich einen Moment über die Notizen und fuhr dann fort. »Also wollte Mr. Green ...«

»... eigentlich *Doktor*, aber das hört er nicht so gerne. Fragen Sie mich nicht warum, Maren«, sagte Helene.

»Also hat Mr. oder Dr. Green die ganze Apparatur, die den Schachtürken steuert und die Schachspiele ausführt, in den Kasten aus der Fotografie gesteckt?«

Lexter und Helene wechselten einen schnellen Blick, und es hätte nicht der wedelnden Hand der Schaustellerin unter dem Tisch gebraucht, damit Lexter verstand.

Der Junge mit afrikanischen und irischen Vorfahren machte eine relativierende Geste. »Er verbaute einen Teil der Apparatur darin. Der Tisch ist nicht ganz so schmal, und der Schachtürkenkörper mit dem Turban ist ja nicht massiv. Es kommt schon etwas mehr Apparatur zusammen, als auf dem Foto zu sehen ist. Aber ich finde, es ist trotzdem noch genial genug. Sagen wir, es gibt genug Wichtiges außerhalb des Kastens, das für den Betrieb des Schachtürken unabdingbar ist. Was das ist, kann ich natürlich nicht erklären. Dazu müssten wir den Apparillo aufsägen, und das wollen wir natürlich nicht.«

»Verständlich, verständlich.« Maren Moeller klappte ihr Notizbuch zu und wirkte recht zufrieden. »Gut, eine Revolution habe ich nicht bekommen. Aber ein schönes Interview zu einem faszinierenden Thema. Falls Sie zwei einmal nach Dänemark kommen, telegrafieren Sie mich bitte an. Ich werde dann den ersten Zeitungsbericht schreiben.« Sie zog eine Visitenkarte aus der Jacke und reichte sie Helene. »Hier, meine Arbeitskarte. Es wäre mir eine Freude, wenn ich Ihnen beiden bei einem Besuch in meiner Heimat zur Seite stehen könnte.«

Helene nahm die Karte entgegen und verstaute sie in ihrer Jacke. »Wir werden darauf zurückkommen, liebe Maren. Aber die Uhr sagt, dass wir uns langsam mal fertig machen müssen. Die *Graf von Bennigsen* wird in weniger als einer halben Stunde anlegen.«

»Stimmt. Ich muss selbst auch erst meine Sachen packen. Bleibt nur noch eines.« Sie wandte sich mit ihrem hinreißenden Lächeln Lexter zu. »Darf ich mal deine tollen krausen Haare anfassen, junger Mann?«

Lexter prustete leise. Er räusperte sich und versuchte sich an einer ernsten Stimme. »Aber ja doch, Maren. Das ist ja nichts Besonderes.« Also streckte er den Hals vor, und die Reporterin begann, ausgiebig den Haarschopf des New Yorkers zu betasten. Als sie die Hand wieder zurücknahm, meinte sie: »Wirklich, solche Haare habe ich noch nie berührt. Vielen Dank für die Erfahrung, Lexter.«

»Ist schon in Ordnung. Alle Leute wollen meine Haare anfassen. Aber die wenigsten fragen so nett wie Sie, Maren«, erwiderte der Junge gönnerhaft.

Die dänische Reporterin reichte erst ihm und dann Helene die Hand, bevor sie sich erhob und ihren Notizblock wieder einsteckte. »Vielen Dank für das Interview. Und viel Erfolg weiterhin mit dem Schachtürken.«

Mit einem letzten Nicken verließ sie den Tisch der beiden.

»Siehst du?«, sagte Lexter, als er mit Helene ebenfalls aufstand. »Alle wollen meine Haare anfassen.«

»Warum hast du nicht eine Mark verlangt wie bei Armin?«, fragte sie.

»Weil ich bei ihren gut gepflegten Händen sicher sein konnte, dass sie zumindest meine Frisur respektiert.«

Helene lachte glockenhell und Lexter stimmte ein. Damit war ihre stressige Woche fast zu Ende.



Pünktlich wie ein Maurer erwartete Herr Priel die beiden am Flugfeld, um sie samt Kiste und Gepäck nach Hause zu bringen. »Dit is mir eene Freude, Mademoiselle Müller, Sie und den Kleenen jesund wiederzusehen«, begrüßte er sie, während zwei uniformierte Angestellte der russischen Fluggesellschaft als Gepäckträger fungierten und den Schachtürken sowie das Gepäck auf der Dampfroschke verstauten. Ein Trinkgeld lehnten die beiden Russen ab, aber einer ließ sich ein Autogramm von Lexter und Helene auf einem Werbezettel für den Schachtürken geben, bevor sie wieder in die Flugfeldhalle zurückkehrten.

»Und es ist eine Freude, wieder hier zu sein, Herr Priel«, sagte Helene und schnüffelte in die laue Nachmittagsluft. »Berlin, Berlin. Nichts ist wie die Berliner Luft.«

Da lachte der Fuhrmann. »Dit is aber auch nur so, weil gleich um die Ecke vom Flugfeld der Doktor Lehnhoff eene Manufaktur für Zuckerrüben uffjemacht hat. Dit stinkt noch bis zum Februar nach, wenn die Kessel den Zucker aus den schlesischen Rüben kochen.«

»Industrialisierter europäischer Zucker?« Interessiert schloss Lexter zu den beiden auf. »Lohnt sich das denn? Ich meine, solange Rohrzucker so günstig ist.«

»Icke bin keen Experte, meen Kleener, aber icke habe gehört, dit man den Zuckerjehalt durch Züchtung soweit hochkicken konnte, dit das sich doch lohnt. Ja nu, und nu stinkt dit halt den janzen Winter über. Und wenn's nich die Rübe is, dann isses dit Holz, dit se zu Papier zerkochen. Irjendwas schnuppert man halt imma in Berlin.«

»Das ist wohl das Los der Industrialisierung. Und, irjendwas passiert, während wir weg waren, Herr Priel?«

»Man sacht, der Zar will bald zu Besuch kommen. Hat dit irjendwas mit euch zwei tun? Ihr wart ja vor Ort.«

Helene lachte laut, und Lexter fiel ein. »Mit uns zu tun im weiteren Sinne. Aber wir haben den Zaren nicht überredet, seinen Vetter, den Kaiser, zu besuchen.«

Das war nämlich Armin Schortewitz gewesen. Apropos Armin, sollte der nicht ebenfalls um diese Uhrzeit mit dem *Flitzenden Ferdinand* im Frankfurter Bahnhof ankommen? Das hieß natürlich nur, wenn er den Zubringerzug aus St. Petersburg vor der Abfahrt des deutschen Eilzugs nach Minsk erreichte.

»Na dann will icke nit druff bohren. Wollnse beide stantepede inne Bude, oder wollnse erst noch eenkoofen? Icke hab extra dafür jesorgt, det ick euch zwee in Ruhe tuckeln kann.«

»Danke, Herr Priel. Ein Besuch beim Bäcker und beim Schlachter wären nett, denn wir bleiben jetzt erst mal einige Zeit zuhause. Ende Februar haben wir eine Tour nach Brüssel, aber das war es dann auch.«

»Also jut, ab zum Bäcker, Vollkornbuletten koofen«, sagte er fröhlich und hielt den beiden die Tür zu seiner Kutsche auf.

Eine Stunde später lud er ihnen die Kiste mit dem Schachtürken ab und trug sie ohne ein Zeichen größerer Kraftanstrengung erst in den Hausflur, und dann in den Empfangsraum der Wohnung. So ein Kraftakt begeisterte Helene so sehr, dass sie Herrn Priel eine ganze Mark Trinkgeld gab. Dank der eintausendfünfhundert Goldrubel von Fürst von Stromberg hatten sie es ja gerade.

Als sich das Berliner Urgestein verabschiedete, natürlich mit der Versicherung, jederzeit für sie beide und den Schachtürken bereit zu stehen – Helene vermutete ja, dass der kräftige Kutscher damit warb, dass er den Schachtürken kutscherte – und sich die Wohnungstür geschlossen hatte, atmete Helene erst einmal tief durch. Dieses unerwartete Abenteuer hatten sie überlebt. »Uff, ich bin urlaubsreif«, ächzte sie und nahm auf einem der Sessel Platz. »Was denkst du? Wollen wir den Besuch in Cannstatt vorziehen oder lieber drei, vier Wochen nach Kanada und Ma und Dad und die Oma besuchen?«

»Oma besuchen?« Lexters Augen glänzten förmlich.  
»Das ist doch eine tolle Idee.«

»Ja, klar findest du die Idee gut, weil sie dich dann wieder mit Süßigkeiten vollstopft, und dann wirst du fett und passt nicht mehr in dein Mohrenkostüm, und ich kann mein Fahrgeschäft einstellen«, spottete sie.

»Hey, Boss, es war deine Idee«, erwiderte er grinsend, während er das Stellrad der Dampfheizung aufdrehte. Aber noch während er das tat, ruckte sein Kopf zur Flur- für Richtung Gesinderäume und Küche. »BOSS!«

Helene reagierte sofort, sprang auf und griff nach der erstbesten Waffe von denen, die an der Wand hingen, welche sie erreichen konnte. Eine reich verzierte, aber sehr scharfe Bowie Klinge. Da sprang auch schon die Tür zum Flur auf, und mehrere Männer in typischer Berliner Arbeiterkluft drangen in den Vorraum ein. Sie trugen alle Messer, und ohne ein Zögern sprang der erste Helene an. Dadurch trieb er sie gegen die nächste Wand, und die Halb-Mohawk schlug mit dem Becken hart gegen den Heizkörper. Ein erwartungsvolles Grinsen lag auf dem pockigen Gesicht des Angreifers, als er sich an sie drängte.

»Halt sie, halt sie fest, Moses!«, raunte einer der Kerle, während er versuchte, nach ihrem rechten Arm zu greifen. Da rutschte der Kerl, den er Moses rief, vor ihr zu Boden. Ungläubig starrte er auf das Messer, welches in seiner Brust zwischen zwei Rippen steckte. Er zitterte an Händen und Füßen, und dann lag er da mit gebrochenen Augen. Der andere fluchte kurz und hässlich und drückte, Helenes rechten Arm haltend, ihren Kopf gen Boden. Sie hielt dagegen, aber der Bursche war wirklich sehr stark.

Zugleich ging einer der anderen Männer auf Lexter los, aber der wehrte den Hieb des Messers mit seiner Prothese ab. Ein Knie in den Magen nahm den Burschen für den Moment aus dem Gefecht, aber da waren immer noch drei weitere. Einer eilte weiter, um dem Kollegen

zu helfen, der Helene niederringen wollte, sein Messer zum Stoß von oben in ihren Rücken hebend, die anderen beiden kümmerten sich um Lexter. Der Vorletzte griff nach seiner Prothese, der sechste stach mit seinem Messer nach dem Bauch des Halbiren.

Lexter aktivierte die Prothese und ballte eine Faust. Eine kleine Klappe öffnete sich, und hochverdichteter Dampf schoss daraus hervor. Die dabei freiwerdende Kraft brach den Griff des Mannes um seinen falschen Arm, aber das zehrte die Wucht noch nicht auf. Mit einer Kraft, die sich gewaschen hatte, sauste der Arm weiter, riss den Jungen ein Stück mit sich und ließ den Arm über die linke Schädelhälfte des Angreifers schrammen, riss ihm ein Stück Ohr und eine Menge Haut und Haare ab und landete schließlich an der Wand hinter ihm, wo die Faust mit lautem Rumms ein kräftiges Loch hineinschlug. Seinerster Gegner rasselte sich wieder auf, der zweite mit dem zerfetzten Ohr war außer Gefecht, aber der dritte rannte auf ihn zu, sein Messer ebenfalls in Stoßrichtung auf seinen Bauch haltend. So konnte er sein ganzes Körpergewicht in den Stoß legen und den Jungen sogar töten.

In diesem Moment flog die Tür wieder auf, Herr Priel stürmte herein und griff sich Lexters ersten Gegner, packte ihn an der Gurgel und schleuderte ihn gegen den dritten Mann, der Helene von oben in den Rücken stehen wollte.

In der gleichen Zeit wehrte Lexter den Hieb mit seiner Prothese ab, indem er die Klinge mit der Hand fing. Dann zog er das Messer seinem Gegner aus den Händen, der gegen die rohe Urgewalt der falschen Hand nichts aufzubieten vermochte.

Herr Priel stürzte zu Helene, wollte ihr beistehen, aber der Mann, der sie angriff, zog einen Revolver. Sofort drückte er auf den Kutscher ab, und es war reines Glück, dass die Kugel nur durch die Haare ging, aber nicht durch die Stirn.

Helene nutzte die Zeit und nahm sich die nächstbeste Waffe, die an der Wand hing, einen Tomahawk. Mit ihrer Linken schlug sie zu und hackte dem dritten Mann in den rechten Unterarm.

Der, immer noch ihren rechten Arm nach unten drückend, brüllte auf vor Schmerz und packte härter zu. Der Augenblick reichte Herrn Priel, um den Burschen zu erreichen und ihm seine kräftige Rechte, zur Faust geballt, auf die Nase zu schlagen. Hübsch war der Bursche schon vorher nicht gewesen, aber der Hieb brach die Nase nicht nur, sondern trieb den Nasenbeinknochen ein Stück in den Schädel. Sofort lockerte sich der Griff um Helenes Arm, die den Tomahawk aus dem Arm des zu Boden rutschenden Mannes zog. Ohne zu zögern hieb sie die Waffe in die Stirn des dritten Mannes, der von dem Angreifer, den Herr Priel geworfen hatte, umgeworfen worden war, als der eine Pistole zückte und auf Helene ausrichtete. Aber bevor er abdrücken konnte, war die scharfe Schneide in seine Schädeldecke gefahren. Haltlos sackte er in sich zusammen.

Derweil rang Lexter mit dem sechsten Mann, einem Burschen, der groß und kräftig war, aber dennoch gegen den Jungen zu verlieren drohte. Zudem war er entwaffnet. Also riss er sich los, zückte einen Revolver und drückte bereits den Abzug, bevor er überhaupt in Lexters Richtung zielen konnte. Es knallte einmal, zweimal, dann brachen die Augen des Mannes, als ihm eine Kugel zur rechten Stirn in den Schädel fuhr. An der Heizung atmete Helene tief und wütend ein, in der Hand einen Colt Peacemaker aus ihrer Waffensammlung, der genau aus so einem Grund stets geladen an der Wand hin. »Hände weg von meinem Jungen!«, blaffte sie zornig.

In dem Moment sprang der Bursche mit dem halben Ohr auf, stieß Lexter zwischen sich und Helene und Herrn Priel und war zur Wohnungstür raus. Helene setzte ihm sofort nach, und Herr Priel und Lexter

versuchten es ihr gleich zu tun, als ein gurgelnder, erstickender Schrei aus dem Flur zu ihnen herüberschallte.

Alle drei erstarrten mitten im Laufen. Verwundert wechselten sie ratlose Blicke, bevor Helene den Peacemaker spannte. »Ich sehe nach.«

Aber sie kam nicht bis zur Tür. Dort stand plötzlich eine grauhaarige, ältere Dame in ein violetttes Kleid mit passendem Hut gekleidet, einen Pelzmantel auf der Schulter, der von einem Karibu stammte, und über und über mit Blut bedeckt. In der rechten Hand hielt sie eine blutbeschmierte indianische Kriegskeule. Und in der Linken hatte sie einen Haarschopf. Beides siegreich hochhaltend stieß sie einen triumphierenden Schrei aus.

»Oma Alice!«, rief Lexter hoch erfreut. »Was machst du denn hier?«

»Besuch«, antwortete die alte Frau schlicht.

»Grandma!«, rief Helene entsetzt. »Du hast den Mann doch nicht skalpiert?«

»Nicht skalpiert«, erwiderte die Mohawk in stückhaftem Deutsch. »Ding kam von selbst lose.«

»Ein Toupet«, erkannte Helene erleichtert. Das Blut musste also von Omas Schlag mit der Keule stammen.

Sie entspannte den Abzugshahn der Waffe. »Uff, da wären wir aber ganz schön in Erklärungsnot gekommen, wenn du den Skalp genommen hättest.«

»Erklären? Wem denn? Es war Notwehr«, erwiderte die indianische Großmutter.

»Der Polizei natürlich. Die muss erst feststellen, was hier passiert ist. Ehrlich gesagt muss ich das selbst erst einmal sortieren.«

Und tatsächlich, draußen auf der Straße gellten Trillerpfeifen auf und die ersten Beamten kamen die Ritterstraße runter auf ihr Wohnhaus zugelaufen. Helenes Verstand arbeitete wie rasend. »Komm erst mal rein, Grandma. Aber lass das Haarteil los.«

Oma betrat die Wohnung, behielt das Toupet jedoch in der Hand. »Das ist Beute aus einem Kampf«, erklärte sie und reckte es in die Höhe. »Beute!«, wiederholte sie bestimmt.

»Is ja nur 'n Glatzenschoner, Mademoiselle«, versuchte Herr Priel zu vermitteln.

»Oma, setz dich doch. Wenn die Polizei kommt, werden die eine Menge Fragen haben, und da soll es für dich zumindest bequem sein«, bestimmte Lexter, ergriff ihren Arm und führte sie in einen großen Ohrensessel. »Die Keule versteckst du vielleicht ein wenig?«

Sie schien protestieren zu wollen. Aber mit einem Schnauben gab sie nach und steckte die gefährliche Waffe wieder fort. Als sie den neugierigen Blick ihrer Enkelin sah, sagte sie: »I'll explain later.«

Auf die Erklärung war Helene mehr als gespannt.



Eine Stunde danach waren ein gutes Dutzend Streifenpolizisten und auch zwei Inspektoren vor Ort. Während die Toten weggeschafft wurden und ein Gerichtshelfer letzte Fotografien von den Blutlachen machte, versuchte Helene einem der Inspektoren zu erklären, wer die lebenden Personen im Raum waren und was überhaupt passiert war.

»Ich bin Helene Muller vom Schachtürkenfahrgeschäft. Das ist meine Assistenz Lexter O'Riordan. Das ist Alice Tekonwenaharake White Eagle. Sie ist meine Großmutter und traf genau in dem Moment ein, als die sechs Gangster versucht haben, mich und Lexter umzubringen. Sie spricht übrigens kein Deutsch, nur Englisch und den Mohawk-Dialekt«, log sie vorsichtshalber.

»Sie meenen, dit is eene waschechte Squaw? Darf die dit denn?«

»Darf die was, Herr Inspektor?«

»Na, durch die Weltgemeinschaft jondeln natürlich. Muss die nich inner Reservierung bleeben?«

»Es heißt Reservat. Und ja, mit genug Geld kann eine Squaw reisen, wohin immer sie will. Wir leben schließlich nicht mehr in den Fünfigern, sondern in der Moderne, Herr Inspektor. Oder meinen Sie, ich sollte auch nicht reisen dürfen?«

»Dit hab ich doch jar nich jesacht, Frau Müller. Beruhijen se sich. Ick nehm dit zurück und sach dit Jejenteil.«

»Akzeptiert. Das ist Herr Priel. Er hat Lexter, den Schachtürken und mich mit seiner Dampfdroschke nach Hause gebracht. Er war kaum zur Tür raus, da drangen die sechs Männer durch den Dienstboteneingang in die Küche vor, von dort in den in den Flur, durch die Tür da, und dann haben sie versucht, uns zu ermorden. Sie sind gleich mit Messern auf uns los, und wir konnten uns gerade so unserer Haut erwehren, da kam Herr Priel wieder und räumte unter denen kräftig auf.«

»Icke hab jeholfen, aba die Mademoiselle und die kleene Keule ham sich wacker jehalten«, meinte Herr Priel bescheiden. »Helfen is Ehrensache. Kann ja meene berühmtesten Fahrjäste nich valiern«, fügte er erklärend hinzu. Dankenswerterweise erwähnte er weder die Oma, noch ihre Rolle im Geschehen.

»Ja, dit seh ick«, sagte der Inspektor mit einem Blick auf das Loch in der Wand, das Lexter in den massiven Backstein geschlagen hatte. »Die sind also hinten rum rein und ham vasucht, den Steppke und Sie zu masakriern.«

»Sie gingen jedenfalls sofort mit den Messern auf uns los. Also habe ich mir ein Messer von der Wand geschnappt und mich verteidigt. Als das in der Brust vom ersten Angreifer steckte, habe ich einen Tomahawk genommen.

Lexter benutzte seinen Arm, um die Banditen abzuwehren. So ein Eisenarm ist manchmal schon praktisch.«

»Dann hamse also hier drinnen fünf erledigt und den sechsten uff dem Hausflur? Ham ihm eenmal die Kehle kaputtjeschlagen?«

Helene schluckte hart, während ihre Großmutter leise kicherte. »Äh, ja, den habe ich dann mit dem Knauf des Peacemakers erledigt, der auf dem Beistelltisch liegt.«

»Watt is mit dem mit der Patrone in der Birne?«

»Hat einen Revolver auf Lexter gerichtet. Da habe ich ihn mit meinem Revolver erschossen.«

»Knorke, Mademoiselle. Also hamse eenen mit'm Messer hinjekriegt, zwee mit dem Tomahawk hier drin, eenen hamse niederjeschossen und den im Flur mit'm Knauf vom Trommelrevolva. Und den Letzten? Wie hamse den totjemacht?«

»Äh, dit war icke. Hab ihm schön auf die Nase gedongt«, gestand Herr Priel. »Daran muss er dann jestorben sein, dit Backpfeifenesicht.«

»Nu hamwa se alle beisammen, schön. Herr Priel, juter Mann, Sie jeh'n mir aber noch zum Dokta, so wie Sie jeblutet ham.« Er deutete auf die rechte Schädelseite des Kutschers, wo sichtbar Blut geflossen war.

»Oh. Da is mir die Kugel durchjzewitschert. Die ham ja auch jeschossen, die Flitzpiepen.«

»Also Jejenwehr in eener Notsituation. Ist notiert.« Konzentriert füllte der Mann sein Notizbuch. »Kalle, haste was da hinten drin jefunden?«, rief er in den Flur

»Ja, hier hamse durchjemacht!«, klang es aus der Küche vom zweiten Inspektor zurück. »Ham den Dienstboteneenjang uffjebrochen, die Janoven.«

»Na, dann hamwer ja im großen und janzen alles beisammen, Mademoiselle. Wenn wa die Karnaljen uffjelden ham, sind wa wieder wech. Und wennse Hilfe für den Hausputz broochen, ick kann Ihnen die Jewitterhexe empfehlen, die unser Revier macht. Sie is'n Blubberkopf, aber die kricht Blut wieda ausm Teppich, und dit sowas von.«

»Was ist denn hier los?«, klang eine autoritäre Stimme vom Eingang auf. Der Inspektor fuhr herum und auch Helene wandte sich der neuen Stimme zu.

»Wer will'n dit wissen, Piefke?«, fragte der Inspektor kühl.

»Geheimrat Armin Schortewitz vom Außenministerium, wenn es gestattet ist«, sagte der kleine Mann im Anzug noch eine ganze Ecke kühler.

»Jut, dann darf der was wissen«, erwiderte der Inspektor. »Schöne Bredouille. Sechs Karnaljen sind über den Dienstboteneenjang eenjebrochen und ham versucht, die Mademoiselle und den Piefke hinzumachen, aber die ham sich zu wehren jewusst. Und dann kam noch Herr Priel dazu und hat se jerettet. Wenn se mir frajen, Herr Jeheemrat, war'n die hinterm Schachtürken her.«

»Das sehe ich genauso. Und die werte Dame im Ohrensessel?«

»Meine Grandma aus Kanada«, erklärte Helene.

»Ach, die Oma.« Armin rieb sich das Kinn. »Ist ja eine wunderbare Presse, wenn alleinstehende Frauen mitten in Berlin am helllichten Tage überfallen werden. Ich nehme mich der Sache persönlich an. Frau Muller und ich sind ... alte Bekannte.«

»Ja, so kann man das nennen«, bestätigte Helene.

»Wir sind eh fertich hier. Jungs, packt dann mal zusammen. Kalle kommste zu nem Ende? Een Bonze von der Rejierung is hier und klärt den Rest.«

»Kommel!« Der zweite Inspektor schritt den Flur entlang. »Ah, Jeheemrat Schortewitz. Anjenehm. Dann wollnse die Dinge hier rejeln?«

»Wenn es ihnen recht ist, Inspektor Schönemeyer.«

»Dit jeht in Ordnung. Da dit een Raubüberfall war und keener von den Janoven übalebte, ist ditt von uns aus erledigt, Herr Jeheemrat. Wir können ja keenen Toten befragen. Aber wir ermitteln im Umfeld, ob die Taje wer ne Wohnung neu bezogen hat. Sie wissen schon, um

die Wohnung von der Mademoiselle auszubaldowern. Dit war jarantiert nich spontan.«

»Tun Sie das. Ist ein kluger Gedanke, und das ist zumindest eine Spur auf weitere Verbrecher und eventuelle Hintermänner.«

Schönemeyer nickte gewichtig. »Dit habe icke mir genau so jedacht. Fips, räumste noch den eenen mit der Kugel inner Birne wech, dann jehn wir.«

Der andere Inspektor nickte und gab den letzten beiden Wachtmeistern in der Wohnung die Anweisung, den Toten rauszutragen. Nicht, dass tote Einbrecher mit Mordabsichten eine Trage oder gar einen Arzt verdient gehabt hätten. Die beiden Inspektoren gingen zuletzt, grüßten noch mal in die Runde und schlossen dann die Tür.

»Was Sie angeht, Herr Priel, so haben Sie sich durch außergewöhnliche Tapferkeit ausgezeichnet. Wir werden das gegenüber der Presse kolportieren. Aber jetzt sollten Sie sich von einem Arzt auf die Ursache Ihrer Blutung untersuchen lassen. Schaffen Sie das alleine, oder soll ich einen der Polizisten für Sie zurückrufen?«, fragte Schortewitz den Kutscher,

Verlegen verschränkte Herr Priel die Hände ineinander. »Nee, dit jecht schon. Nur een Kratzer, gloob icke. Wenn mir hier keener mehr broocht ...«

»Warten Sie noch einen Moment.« Helene griff zu ihrer Reisetasche und zählte etwas ab. »Hier. Dafür, dass Sie mir und Lexter das Leben gerettet haben, Herr Priel.«

Mit großen Augen starrte er auf die zehn Goldmünzen im Wert von je fünf Rubel, die Helene ihm reichte. »Dit kann icke doch nich annehmen. Dit ist doch zu ville, Mademoiselle.«

»Für Lexter und mein Leben keineswegs. Da sind die Goldrubel nur ein kleiner Preis, und ein sehr kleines Zeichen unserer Wertschätzung.«

»Junge, Junge«, staunte der Kutscher, als Helene ihm das Geld in die Hände legte. »So ne Menge Penunzen,

und dann nur für mir. Da bin ick ihnen beeden aber sehr dankbar.«

»Nicht so dankbar wie wir Ihnen sind, Herr Priel.«

Armin Schortewitz räusperte sich leise. »Außerdem Sorge ich dafür, dass man Ihre Tapferkeit zu würdigen weiß. Ich werde dem Chef der Polizei gegenüber erwähnen, was Sie hier geleistet haben. Es könnte einen Orden für Sie geben. Vielleicht hört ja sogar der Kaiser davon, was hier passiert ist.«

»Der Kaiser jleich?«, staunte Herr Priel. Er steckte das Geld in seine Hosentasche und kratzte sich am getrockneten Blut. »Dit wär ja echt mal was, wenn ick höre, dit der Kaiser über mir spricht.« Er hielt verlegen inne. »Aba jetzt jeh ich erstmal zu meenem Orjanklempner, der soll die Stelle anner Birne mal unter die Lupe neh'm'n. Eenen schönen Tach noch und auch für die Frau Oma.« Damit verabschiedete er sich, nickte noch einmal in die Runde und verließ die Wohnung durch die Tür. Kurz darauf sah man ihn auf der Straße in seine Kutsche steigen.

Armin atmete sichtbar schwer aus. »Es tut mir leid, dass ich nicht hier war, als ich es eigentlich musste, Helene, Lexter. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass jemand mitten in Berlin so eine Chose abziehen ... ein solches kriminelles Unternehmen ablaufen lassen könnte. Die Fotografie vom Inneren des Schachtürken erweckt mehr Begehrlichkeiten, als ich geglaubt habe. Mitten am Tag, mitten in Berlin. Geht es euch gut?«

»Es ist nicht deine Schuld, Armin«, beschwichtigte Helene. Sie sah Lexter an, der mit einer Handbewegung der Prothese abwiegelte, während er mit seiner Linken die Gaspatrone wechselte und den Kondenswasserbehälter zur Leerung vorbereitete. »Ich bin fit, keine Sorge. Und aus dem Grund haben wir ja die ganzen Waffen an den Wänden.«

»Kleiner großer Krieger«, kam es von der Großmutter.  
»Komm.«

Armin verharrte für einen Moment, dann trat er zu der alten Frau im Ohrensessel. »Wir wurden uns noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Armin Schortewitz. Ich bin ein ... Bekannter von Helene und Lexter.«

»Komm, Krieger. Komm heran.«

»Äh, Grandma, wouldn't you like to switch to English?«, fragte Helene.

»Still, Orenda. Cum in Roma simile Romani.«

»Der einzige Satz, den du auf Latein kannst«, lachte Helene.

»Wenn du in Rom bist, lebe wie ein Römer«, übersetzte Armin Schortewitz. »Ehrlich, ihre Frau Oma gefällt mir.« Er trat an die Frau heran und bot ihr seine Hand. Ohne zu zögern griff die Mohawk zu.

»Fester Griff«, lobte sie. Aus einer Tasche ihres Reisekleids zog sie die blutbefleckte Kriegskeule. »Deine«, sagte sie bestimmt und drängte sie Schortewitz in die Hand. »Du brauchst Waffe.«

»Danke!«, erwiderte Schortewitz überrascht, nahm die Holzwanne aber entgegen.

Alarmiert klang Helenes Stimme auf: »Bis eben dachte ich noch, es sei ein Zufall, und Grandma könnte uns tatsächlich nur zur falschen Zeit besuchen. Aber wenn sie dir eine Kriegswaffe schenkt, weil du sie benötigst, ist es ernst. Grandma ist eine Schamanin. Sie beherrscht die Kunst des Träumens. Unter anderem.«

Die alte Frau nickte huldvoll. »Alice Tekonwenaharake White Eagle, Schamanin«, stellte sie sich vor, die weibliche Sprechart betonend. »Armin Schortewitz, Geheimrat«, sagte sie in die Richtung des kleingewachsenen Deutschen. »Ich träume von dir.«

Helene trat näher. »Du hast noch mehr geträumt?«

Tekonweaharake White Eagle nickte. »Ja, Orenda. Ich sehe einen Läufer. Auf deiner Fährte.«

Helene konnte nicht anders, für einen Moment huschte ihr ein geradezu eiskalter Schauer über den Rücken, sie wünschte sich zurück nach St. Petersburg, dort war es wärmer. »Ein Läufer?«, fragte sie ungläubig.

»Er sieht dich noch nicht, aber bald. Ich werde dich Schutz lehren.«

»Danke. Ich weiß das zu schätzen, Grandma«, hauchte sie mit Schauer in der Stimme. Ausgerechnet ein Läufer.

Die alte Frau nickte huldvoll und sah dann zu Lexter herüber. »Großenkel. Komm.«

Lexter trat näher. Die alte Frau musterte ihn kritisch. Dann aber lächelte sie, knuffte ihm gegen den Arm und erhob sich, um ihn in die Arme zu schließen. »Du hast zugenommen. Gut. Du wirst groß und stark, Großenkel.«

Erstaunt sah Lexter, dass er schon fast so groß war wie die Schamanin. Das war beim letzten Mal, als sie sich gesehen hatten, noch nicht der Fall gewesen. »Du musst Orenda helfen. Du musst sie wecken, wenn Zeit ist. Ich zeige wie.«

Lexter nickte zu ihren Worten, ohne sie zu hinterfragen. Im Moment war er einfach nur froh, in der Umarmung der ganz besonderen Frau zu ruhen. Und das *groß und stark* gefiel ihm auch ziemlich gut.

»Nun mal langsam mit den jungen Pferden. Dass das deine wertige Frau Großmutter ist, habe ich ja verstanden. Aber was soll das mit dem Träumen und dem Läufer?«, fragte der Geheimrat.

»Traum ist nicht wie Traum«, erklärte Alice White Eagle. »Manchmal siehst du Bilder. Manchmal siehst du Bilder, die waren, manchmal Bilder, die sein werden. Manchmal gehst du zu Traumort, der dein Leben beenden kann. Oder einem anderen.«

»Oma ist eine berühmte Träumerin«, ergänzte Lexter mit Betonung. »Sie hatte schon einige Visionen, die auch

eingetreten sind. Und anscheinend konnte sie sehen, dass Sie in der Zukunft eine Waffe brauchen.«

»Eine blutige Keule?«, stellte Armin fest.

»Sie hat damit den sechsten Mann im Flur gestellt«, erläuterte Helene.

»Dann war sie es also, die ihm damit die Kehle ...?«

Triumphierend zog die Schamanin die Perücke des sechsten Toten aus der Tasche. »Beute.«

Armin wurde ein wenig bleich. »Sie hat ihn skalpiert?«

»Nein. Der Skalp war lose. Aber es ist Beute«, meinte sie mit Betonung auf das letzte Wort.

Helene erklärte: »Ein Toupet. Aber da der Mann mich und mein Mündel versuchte zu töten, wird sie die Haare behalten und ihr Haus damit schmücken. Selbst wenn es nicht seine eigenen Haare waren, so hat er sie doch getragen, und das verleiht dem Objekt eine gewisse, nun, Macht.«

»Aha. Sehr stilecht. Hätte sie ihn denn skalpiert, wenn die Haare echt gewesen wären?«

Energisch schüttelte Oma den Kopf. Schortewitz atmete auf. »Kein Skalpmesser«, erklärte sie.

Der Geheimrat wurde wieder etwas bleicher. »Raue Sitten in Kanada. Und was ist mit dem Läufer?«

Helene wurde ernst. »Gehen wir in die Küche. Ich brauche jetzt einen Schnaps. Lexter, wir lassen hier erst mal alles so wie es ist. Du verrammelst den Dienstboteneingang, und ich mache uns allen noch Kaffee. Steht ein Polizist vor der Haustür? Zwei sogar. Gute Herren Inspektoren. Rechnen damit, dass die Sache noch nicht durch ist.«

»Kaffee. Klingt gut«, lobte die Schamanin. Gemeinsam gingen sie in die Küche.

Als die Dienstbotentür von innen zugemagelt war und der Kaffee bereits in den Tassen ein wenig abkühlte,

murmelte Helene ungewöhnlich ernst, mit einem halb gefüllten Bleiglas in der Linken, in dem eine fast klare Flüssigkeit schwamm: »Ich weiß, du als moderner Mensch, Armin, hältst nicht viel von Hokus Pokus und Magie und dergleichen. Für dich sind Physik, Chemie und Dampfkraft real und wichtig. Aber der Mensch besteht eben nicht nur aus Physik. Er besteht auch noch aus einem Verstand, und der ist zu unglaublichen Dingen fähig. Eines dieser Dinge hat sich in Oma manifestiert. Wie Dexter schon erklärte, sie träumt manchmal von der Zukunft, manchmal von der Vergangenheit.«

»Träume aus der Zukunft, die auch in Erfüllung gehen?«

»Schwer zu sagen. Nicht alle spielen sich in ihrem Leben ab. Oder sind besonders eindeutig. Normalerweise würde ich das als gute Ausrede bezeichnen, aber Alice ist hier, und das ist ein handfester Beweis, möchte ich sagen. Also gut, es gibt mehr zwischen Himmel und Erde, als die Wissenschaft bereits erklären kann. Was bedeutet das mit dem Läufer?«

»Ein Läufer ist ein Mensch«, erklärte die Schamanin.  
»Noch.«

»Noch?«

»In der Kultur der Mohawks, den Kanien'kéha, wie wir uns selbst nennen, eigentlich in der gesamten Irokesen-Kultur, aber auch in den Pohattan-Familien oder den Lakota-Sprachen bedeutet es, ein Läufer zu sein, wenn man versucht, sein Menschsein abzulegen«, erklärte Helene.

»Sein Menschsein abzulegen? Um was zu erreichen?«

Ein kaltes Lächeln ging über die Züge der Schaustellerin. Sie nahm einen kräftigen Schluck aus ihrem Glas und knurrte: »Um ein Dämon zu werden.«

Einige Sekunden blieb es still in der Küche, und nur der schwedische Kaffeeautomat machte Geräusche.  
»Wollen wir etwas essen?«, bot Helene an. »Herr Priel

hat beim Bäcker und beim Schlachter gehalten, und wir haben ein paar Kleinigkeiten erworben. Das mindert auch den Schrecken, den wir gerade erst erleben mussten.«

»Moment mal, Moment. Ein Dämon? Ein Läufer ist ein Mensch, der versucht, ein Dämon zu werden? Wie soll ich das verstehen? Fährt er in die Hölle, holt sich da Hörner, Hufe und Krallen und kommt wieder auf die Erde?«

»Du kannst das nicht mit dem christlichen Weltbild erklären, und mit einer Höllen-Allegorie schon gar nicht. Vielleicht hilft es, wenn ich erkläre, dass die Ureinwohner Nordamerikas in Stammesverbänden leben. Stämme, die Zusammengehörigkeit bedeuten, aber auch Regeln, Gebote, Einschränkungen«, erklärte Helene. »Ein einzelner Mensch irgendwo da draußen in der Wildnis Nordamerikas ist nicht für sein ganzes Leben allein fähig, am Leben oder gar bei Verstand zu bleiben. Alleinsein bedeutet Wahnsinn und Tod, nichts anderes. Aber es gab Menschen, und es gibt sie immer wieder, die sich nach und nach den Geboten, den Verboten, entziehen und nach eigenen Wünschen leben wollen. Sie isolieren sich von den Gemeinschaften, sehnen den Wahnsinn der Einsamkeit herbei. Das wäre ja noch nicht so schlimm. Aber die meisten von ihnen drängt es aus der Gemeinschaft hinaus, damit sie deren Moral und Regeln nicht mehr teilen müssen. Sie wollen keinen Respekt einem anderen gegenüber zeigen, sich nicht in der Gemeinschaft unterordnen. Sie wollen absolut und selbstbestimmt leben. Aber das sind noch keine Läufer.« Helene machte eine Pause, trank das Glas ganz leer und fuhr fort: »Einige von ihnen wollen nach Herzenslust töten, ohne auf irgendetwas Rücksicht nehmen zu müssen. Einfach ihre Triebe ausleben, ihren Wahnsinn. Darin sehen sie ihren Weg. Der führt in ihre ganz eigene Vorstellung von Unsterblichkeit, oder gar in die von Macht. Von diesen gehen ein paar tatsächlich so einen Weg und

morden sich durch die Welt, wie es ihnen beliebt. Jenseits jeder Regel, jenseits jeder Stammesbindung, nur weil sie es können, bis jemand es schafft, sie aufzuhalten.«

Helene sah zu ihrer Großmutter herüber, die zustimmend nickte.

»Die Läufer, das sind nicht nur Menschen, die dem, was wir normales Leben nennen, entsagt haben. Das sind nicht nur welche, die ihr Glück darin suchen, andere Menschen aus Lust und Laune heraus töten zu können. Sie suchen Wege, damit sie niemand an ihrem wahnsinnigen Tun hindern kann. Sie wollen mächtig werden. So mächtig, dass sie sich ein Opfer mitten aus einem Stamm heraus aussuchen können und es umbringen, ohne dass irgendjemand vor lauter Angst vor ihnen einschreitet, damit er nicht das nächste Ziel des Läufers wird. Allein ihre pure Existenz soll für normale Menschen reinen Schrecken und lähmendes Entsetzen bedeuten. Um das zu erreichen, trainieren die Läufer. Ihre Körper, ihre Magie, ihre Fähigkeit zu träumen. Und ihren Geist.

Man sagt, die ersten Schamanen sind entstanden, weil die Läufer vor ihnen da waren und die Menschen Schutz vor ihnen brauchten. Denn auch ein Schamane trainiert die Magie und seinen Geist. Es heißt, ein Läufer, der sein Menschsein fast schon abgelegt hat, ist in der Lage, einen schwächeren Geist als den seinen nur mit seiner mentalen Stimme zu überwältigen und zu unterwerfen. Das ist eine Macht, nach der alle Läufer streben. Auch ein Schamane kann diese Macht erlangen, aber eher nicht, um die andere Person zu töten, wie es der Läufer tut. Der spielt mit seinem Opfer, schickt es durch einen inneren Kampf, durch Visionen, labt sich an dessen Qualen und ultimativ am Tod des hilflos Ausgelieferten. Wenn er so mächtig geworden ist und sich so weit vom Menschsein entfernt hat, sprechen wir von einem Läufer.«

»Das ist nicht alles, Orenda«, mahnte Oma. »Sag ihm das andere auch.«

Helene schauderte, aber sie fasste sich. »Das sind aber nur die Läufer in unserer Kultur. Und seien wir ehrlich, Menschenhassende Arschlöcher gibt es immer, aber deshalb beherrschen sie weder Magie, noch haben sie mentale Fähigkeiten. Doch das ist natürlich nur für unsere Kultur in Nordamerika gültig. Land, Umstände, Völker, du verstehst, Armin? Der Gedanke, der sich uns aufdrängt, ist dann, dass, wenn ein Kanien'kéha, ein Lakota, ein Apache zum Läufer werden kann, dann können das auch andere Menschen. Und wir haben einige weiße Kolonisten in unserer Geschichte erlebt, die verdammt gute Läufer gewesen wären.«

»Du willst mir also sagen, es gibt so ein Phänomen von Menschen, die mehr sein und andere ihrem Willen unterwerfen wollen, nicht exklusiv bei den amerikanischen Ureinwohnern, sondern in jeder Kultur?«, fragte Armin ungläubig.

»Ja, der Gedanke liegt nahe. Viele Kulturen kennen Magie, Schamanismus, den Glauben daran, die Zukunft voraus zu sagen. Wenn sich die Schwarzafrikaner von Zauberern fürchten, die Voodoo praktizieren, die Chinesen magisch begabte Menschen kennen, die mit ihren Vorfahren kommunizieren können, die Aborigine ihr Traumland als gemeinsame geistige Ebene definieren, dann muss da irgendwo ein gemeinsamer Kern sein, der für alle Völker gilt.«

»Das bedeutet, es gibt Menschen, die Schamanen gleich um etwas ringen, aber es ist nicht die Zahl derer, die sie zu ihrem Vergnügen umbringen können?«, fragte Armin.

»Ja.«

»Und es bedeutet, dass es genauso Menschen gibt, die den gegenteiligen Weg beschreiten, den Weg, der sie zu dem machen wird, was deine Oma einen Läufer nennt?«

»So ist es. Und jedes Volk, jede Kultur hat dafür andere Namen, andere Bezeichnungen. Und vielleicht gehen die Läufer der Chinesen auch einen ganz anderen Weg als unsere Läufer, eben weil sie eine gänzlich andere Kultur haben als wir.«

Alice Tekonwenaharake White Eagle nickte zustimmend. »Fremde Kultur, fremder Läufer«, erklärte sie. »Aber es gibt Schutz. Keine Gegenwehr. Zu wenig Zeit. Nur Schutz.«

»Großmutter will mir beibringen, wie ich mich entziehen kann, falls ein Läufer mich attackiert.«

»Und das funktioniert wie?«, fragte Schortewitz verblüfft.

»Wenn ich das wüsste, dann bräuchte ich ihre Hilfe nicht«, seufzte Helene. »Aber jetzt habe ich wirklich Hunger. Ich hole die Schrippen, bevor sie weich werden, und dann essen wir erst mal was. Oma, willst du noch Kaffee?«

Die Schamanin setzte ihre leere Tasse ab. »Ich will. Deine Tassen sind zu klein.«

»Lexter schenkt dir nach. Und wie ist der Kaffee?«

Die alte Frau grinste. »Nächstes Mal komme ich nur für den Kaffee.«

»Und das wäre wahrscheinlich ein sehr gutes Zeichen«, schmunzelte Helene.

Lexter schenkte der Großmutter neuen Kaffee ein, während Helene in den Empfangsraum ging, um die Einkaufstüten zu holen.

Dabei fiel ihr Blick auf die Kiste mit dem Schachtürken. Beinahe, ging es ihr durch den Kopf, hätte sie die schmucklose Kiste vergessen, obwohl sich doch alles nur um sie drehte. Ihr Blick ging auf den Teppichboden im Vorraum, und ein gewisser Schauer fuhr wieder über ihren Rücken, nur nicht mehr so kalt. Das Blut regte sie nicht so sehr auf wie der Versuch, Lexter und sie zu ermorden. Im Gegenteil, die Blutspuren waren ein

sichtbarer Beweis dafür, dass sie beide überlebt hatten. Und das verdrängte den Schrecken des Schocks und erfüllte sie mit grimmiger Entschlossenheit.

Da waren die Einkaufsstüten, und es war kaum Blut an ihnen. Sie nahm die Tüten auf und ging wieder in die Küche. Wegen der Fotografie, einer einzigen Fotografie vom Innern des Schachtürken, wurde ihre ohnehin schon komplizierte Welt noch weiter auf den Kopf gestellt. Aber das wussten Lexter und sie schon in dem Moment, als sie das erste Mal das Bild in einer russischen Tageszeitung gesehen hatten.



Als der erste Schuss zu hören war, dicht gefolgt von zwei weiteren, zuckte Gallagher sichtlich zusammen. Er stand am Fenster und starrte durch die Gardinen auf die Fassade von Miss Mullers Wohnung. *Idioten!* Deshalb doch überhaupt Messer, damit die Geschichte lautlos vonstattenging. Mit ein wenig Pech hatte irgendein Wachtmeister die Schüsse gehört und seine Kollegen herbeigerufen. »Fritz!«

»Captain?« Der deutschstämmige Artillerieunteroffizier, wie alle anderen auch ein Nachfahre der German Legion, verließ hastig den Platz am Fenster.

»Ich glaube, das geht schief da drüben. Wäre vermutlich besser gewesen, dich anstatt Jack-Jack rüberzuschicken. Die Anderen sollen zusammenräumen, was wir mitnehmen können.«

»Yes, Sir.«

Fritz trat ab, und kurz darauf konnte man ihn schreien hören, ohne die Stimme zu heben. Eine typische britische Unteroffizier-Eigenschaft. In der Wohnung brach Geschäftigkeit aus und die Leute begannen, alles einzupacken, was sie mitgebracht hatten. Hinter dem Haus wartete ein Lastkraftwagen, mit dem Gallagher seine

Leute nach Schönefeld fahren würde, getarnt als Vorarbeiter mit seinem Tagelöhner hinten auf der Pritsche, auf dem Weg nach Hause in eine Arbeitersiedlung. Mit den weißen Mäusen, wie die Verkehrspolizisten Berlins wegen ihrer weißen Mützen genannt wurden, würden sie schon klarkommen. Kitzlig wurde es, wenn die Kriminalpolizei dazu kam und sie womöglich noch verfolgte. Polizeipräsident Bernhard von Richthofens Leute waren nicht das Scotland Yard, und Berlin war nicht das Diebes-Eldorado London, aber mit den Herausforderungen wuchsen auch die Beamten.

Da, eine Trillerpfeife. Eine zweite antwortete. Und dort lief auch schon der erste Wachtmeister die Ritterstraße herauf.

»Fritz! Wir gehen!«, rief Gallagher. Es würde eine andere Gelegenheit geben. Eine bessere Gelegenheit. Hoffentlich, bevor seine Geldgeber ungeduldig wurden und Ergebnisse forderten.

»Verstanden, Captain!« Die Männer packten zusammen und verließen das Gebäude zum Hinterausgang. Alles, was sie nicht unbedingt brauchten, wurde zurückgelassen. Kurz spielte Gallagher mit dem Gedanken, die Wohnung anzuzünden und auszuräuchern, aber das war nicht notwendig. Es bedeutete eben einen Vorteil, wenn man mit ehemaligen deutschstämmigen Soldaten zusammenarbeitete. Ihre wenigen Spuren würden typisch für deutsche Ganoven sein, nicht aber für englische.

»Los jetzt!«, zischte er, verließ seinen Platz am Fenster und scheuchte die letzten Leute vor sich her in den Hausflur. Die erste Runde ging höchstwahrscheinlich an die Squaw und ihr schwarzes Kind.

Während sich auf der Ritterstraße die Pfiffe der Trillerpfeifen mehrten, stiegen Gallagher und seine Leute auf den Dampfplaskraftwagen, er selbst würde steuern und auch das Reden übernehmen, falls jemand sie

anhielt. Zwar sprachen sie alle als Nachkommen der German Legion Deutsch, weil das die Sprache war, die bei ihnen im heimischen Wohnzimmer gesprochen wurde, aber manche wie Joey oder Blindie sprachen mit einem furchtbaren Londoner Akzent.

Gallagher ließ den Wagen losfahren, auf der Ladefläche hörte er ein Rumpeln und einen derben Gossenfluch von Bixbie, der sich nicht rechtzeitig hinsetzen konnte. Darauf nahm der Captain jetzt aber keine Rücksicht. Die Operation war aufgefliegen und er bezweifelte, dass es einer von Jack-Jacks Leuten wieder hinausgeschafft hatte. Falls doch, sie alle kannten das Ausweichquartier in Schönefeld. Sollte die Polizei einen seiner Leute lebend fassen, würden sie in ein drittes Versteck umsiedeln müssen, das Gallagher für genauso einen Fall allein vorbereitet hatte. Aber soweit waren sie noch nicht, und er musste zumindest für den Fall, dass jemand entkommen war, eine gewisse Zeit in Schönefeld abwarten. Dass mit der Muller nicht gut Kirschen essen war, wusste er, denn die gescheiterte Sache am Heathrow war unter seinesgleichen schnell verbreitet worden. Mit sechs gegen zwei hatte er sich aber passable Chancen für Jack-Jacks Kommando ausgerechnet. Nicht zu wenige, nicht so viele, dass sie sich gegenseitig behinderten. Aber anscheinend war die Squaw von ihm deutlich unterschätzt worden. Das würde ihm nicht noch mal passieren.

Der Wagen verließ den Innenhof, fuhr auf eine Nebenstraße auf, bog weiter nach Westen auf die nächstgrößere Straße ein und dann ein Stück Kottbusser Damm, bis er auf der Hermannstraße war. Nun ging es noch ein paar Kilometer nach Süden, und sie waren in Schönefeld. Bis hier war alles glatt gegangen. Aber der Aufruhr, den seine Leute in der Ritterstraße verursacht hatten, war nicht zu übersehen. Zwei Polizeikutschen und eine Grüne Minna fuhren an seinem Laster vorbei in Richtung Ritterstraße. Die hiesige Polizei reagierte

nur wenig langsamer als ihre Kollegen in London, und das war beunruhigend für ihn und seine Pläne. Berlin war einfach zu sicher für Helene Muller und ihr Mündel. Hier an den Schachtürken heranzukommen würde nur mit dem Brecheisen funktionieren, und das war gerade gründlich schief gegangen.

Welche Optionen blieben ihm? Warten, bis sie mit dem Apparat wieder auf Reisen ging? Soweit er wusste, gab es Termine in Belgien, aber erst im Februar oder März. Ob seine Geldgeber lange genug stillhielten, damit die Wachsamkeit der Berliner Gendarmen wieder nachließ und er einen zweiten Versuch starten konnte? Oder gab es eine Chance dafür, eine Einladung zu fingieren und die Squaw samt Schachtürken ins Ausland zu locken? Oder gab es andere Möglichkeiten, ihr den zweifellos erfolgenden Polizeischutz wieder zu entziehen? Immerhin galt sie hierzulande als geduldete Spionin, die bleiben durfte, solange sie nichts gegen das Reich unternahm, Schachtürke hin, Schachtürke her.

Oder gab es eine Möglichkeit, die öffentliche Meinung derart gegen sie zu richten, dass sie freiwillig das Land verließ? Nichts ließ sich so bequem manipulieren wie ein Vorurteil. Bisher punktete die Geschäftsfrau mit ihrem exotischen Fahrgeschäft und ihrer nicht minder exotischen Herkunft bei den Berlinern, die sich nur zu gerne mit ein wenig Weltflair schmückten. Aber was, wenn sie stattdessen als öffentliche Gefahr angesehen wurde, als Magnet für Ärger, für Banditen, für Gesindel aller Art? Um das zu propagieren musste sich Gallagher nicht mal großartig anstrengen. Immerhin weckte der Schachtürke kriminelle Begehrlichkeiten. Er und seine Leute waren der beste Beweis dafür.

Gallagher fuhr rechts an den Straßenrand und klopfte gegen die hölzerne Trennwand zur Ladefläche. »Liam!«

»Captain?«

»Komm nach vorne!«

Einer der Männer sprang vom Wagen herab, eilte nach vorne und setzte sich neben Gallagher in den überdachten Führerstand. Es wurde nie kalt auf einer laufenden Dampfkutsche, aber eine Decke über dem Kopf zu haben war trotzdem angenehm. »Was gibt es denn, Captain?«

Gallagher drückte ihm eine Mark in die Hand. »Hier. Ich fahre dich zur nächsten S-Bahn-Station und dann fährst du zum Potsdamer Platz. Da gibt es diese Bürosektion im Bismarckgebäude, das Neue mit dem Zepelinanleger.«

»Ja, das kenne ich, Captain.«

»Dort hat ein Herr Schlehberg ein Büro. Er ist freier Journalist, aber er schreibt unter anderem für den Dampfexpress.«

»Das ist nicht gerade eine Empfehlung.«

»In unserem Fall schon. Der Dampfexpress ist definitiv nicht unser News of the World in England, aber für meinen Zweck gut genug. Du gehst zu ihm ins Büro und verlangst, ihn unter vier Augen zu sprechen. Dann erzählst du ihm, dass du zu den Leuten gehörst, die heute versucht haben, den Schachtürken zu stehlen und die Besitzerin umzubringen, aber dass du dich abgesetzt hast, als scharf geschossen wurde.«

»Aha. Und du holst mich dann wieder aus dem Knast, Captain?«

Gallagher grinste schief. »Falls er dich wirklich verhaften lässt, finde ich einen Weg, um dich wieder rauszuholen, versprochen. Aber viel wichtiger ist, was du ihm danach auftischst. Nämlich, dass deine Banditengruppe nur eine vom mehreren war, die alle den Schachtürken stehlen wollen und sich bereits gegenseitig belauert haben. Du kannst doch gut Geschichten erzählen. Lass es so aussehen, als wären hunderte internationale Ganoven in der Stadt, die ihren ganz persönlichen Kleinkrieg beginnen werden, sobald eine der Gruppen die Hand auf den Schachtürken legen kann, understand?«

»Mache ich, Captain. Muss ich wissen, warum?«

Gallagher lehnte sich ein Stück zu Liam herüber. »Du weißt doch, was die Yellow Press zuhause macht, wenn sie sich auf jemanden eingeschossen hat, oder?«

»Und die Preußen sollen sich auf die Muller einschießen?«

»Richtig. Bist klüger als du ausschaust.« Gallagher lenkte den Lastkraftwagen wieder auf die Straße, bis zur nächsten Dampfstraßenbahnhaltestelle, um Liam für seinen Auftrag abzusetzen.

Schleberg interessierte nur, was er verdiente. Deshalb schrieb er einen reißerischen Artikel nach dem anderen, denn jeder gedruckte Buchstabe bedeutete für ihn bares Geld. Die Geschichte der Gaunerbanden würde er an ein halbes Dutzend Schmierblätter verkaufen können. Und das würde den Druck auf die Squaw und ihr Mündel kräftig erhöhen. Wer unter Druck geriet, neigte zu Fehlern. Fehler, die er dann mit seinen Leuten auszunutzen gedachte. Das stimmte Gallagher fröhlich. Irgendwann würde er Muller und den Schachtürken voneinander trennen können, auf die eine oder andere Art.



Was Gallagher nicht wissen konnte, war, ob es die internationalen Diebesbanden überhaupt gab, geschweige denn, ob sie bereits in Berlin eingetroffen waren. Aber die Technologie des Schachtürken, auf einen kleinen Kasten im Unterbau reduziert, weckte mehr Begehrlichkeiten als ohnehin schon. In diesem Fall bestand das Kommando aus nur einem Mann, aber der junge Elias Corbyn wog durchaus vier oder fünf Männer aus Gallaghers Schlägergefolge auf. Und er hatte auch nicht vor, beim Kampf um den Schachtürken zum Verlierer zu werden.

– Ende der Leseprobe –

## DER AUTOR



Alexander Kaiser wurde im Mai 1974 geboren. Neben einem normalen Leben in einem kaufmännischen Beruf war er immer ein begeisterter Leser von Science-Fiction-Geschichten und Fantasy in jeder Couleur, sei es als Buch oder als Manga.

Nach Realschule, Lehre und Bundeswehrzeit begann er auch selbst zu schreiben und veröffentlichte seine ersten Gehversuche auf der Leserkontaktseite der Perry Rhodan-Serie, für die er im Jahr 2000 sogar den Fan-Edition-Roman »Der Normon-Konflikt« schrieb. Seither ist er dem deutschen Fandom verbunden und hier auch aktiv, vor allem im Science-Fiction-Club »Black Hole Galaxie«. Hier hat er unter anderem Kurzgeschichten, Novellen und mehr als zwanzig Romane für die Fan-fiction-Reihe »Rätsel der Galaxien« geschrieben.

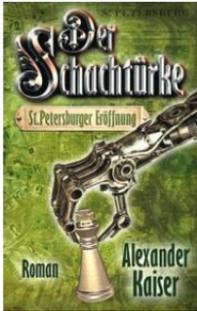
Seit mehreren Jahren veröffentlicht er im Eigenverlag selbst Romane: Die Space Operas »Im Korridor der Sterne« (2011) und die »Für den Kaiser«-Reihe (2014) mit »Seiner Majestät Schiff Rheinland«, »Die Diadochen«, »Der Aufstand« und »Pro Populous«, die Fantasy-Geschichte »Mein Gott, meine Göttin« (2014), aber auch den Krimi »Equizid« (2015). Dazu kommen etliche Novellen, Kurzgeschichten und Romane der Genre Science-Fiction, Fantasy, Abenteuer, Krimi und Mystery, die er auf FANFIKTION.DE unter dem Pen-Namen Ace Kaiser veröffentlicht.



**EMMERICH**  
**Books & Media**

---

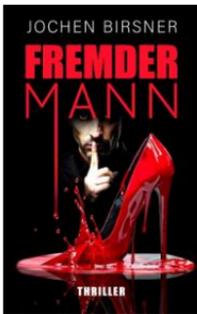
Unsere Titel sind  
als Taschenbücher und E-Books bei [AMAZON.DE](https://www.amazon.de) erhältlich.  
Ausgewählte Printausgaben können über [TRANSGALAXIS.DE](https://www.transgalaxis.de)  
oder direkt über unsere Verlagsseite bestellt werden:  
[WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE](https://www.emmerich-books-media.de)



ALEXANDER KAISER

## DER SCHACHTÜRKE

»St. Petersburger Eröffnung«: Die Globetrotterin Helene Muller und ihr Mündel Lexter betreiben gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Fahrgeschäft des »Schachtürken«. Diese Maschine, die selbstständig und ohne Dampfkraft Schach spielt, ist ihre Eintrittskarte in höchste Kreise. Inoffiziell sind sie Auslandsagenten des Deutschen Reiches – ein nicht immer harmloser Job ...



JOCHEN BIRSNER

## FREMDER MANN

Der Bodensee ... hier scheint die Welt noch in Ordnung. Bis zu jenem Tag, als auffällt, dass über Jahrzehnte hinweg immer wieder junge Frauen spurlos verschwinden oder tot aufgefunden werden. Die Ermittlungen der Kriminalbeamten Eva Bach und Fritz Wallner nach dem unbekanntem Serientäter wirken sich zunehmend auf ihr Leben aus. Nichts wird mehr sein, wie es einmal war.



CHRISTIAN MONTILLON

## WEGE DER UNSTERBLICHKEIT

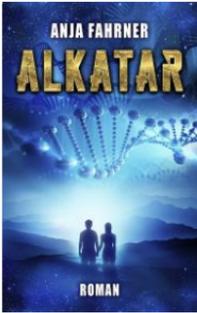
»Geschichten aus dem Schattenreich«: Christoph Dittert / Christian Montillon hat sich durch seine Romane zu »Perry Rhodan«, »Die Drei ???«, »Coco Zamis«, »Dorian Hunter« und »Professor Zamorra«, einen Namen gemacht. In dieser Edition präsentiert der Autor sechs frühe Horror-Novellen, ergänzt durch eine erstmals von ihm erstellte Bibliographie seines Gesamtwerks.



JÖRG PETERSEN

## DER DUFT DER ZUCKERPFLANZE

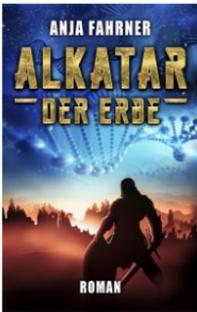
... und andere fiese Geschichten: ein Käfer als Reinkarnation von Franz Kafka, die musikalische Karriere eines Brathähnchens, ein Gartenzwerg im Rotlichtmilieu, der Schädel von Adolf Hitler ... Zwölf Kurzgeschichten, grotesk-humvoll, futuristisch-bizarrr, aber immer unterhaltsam: Streiflichter auf absurd-phantastische Welten und Einblicke in die Abgründe des Menschseins.



ANJA FAHRNER

## ALKATAR

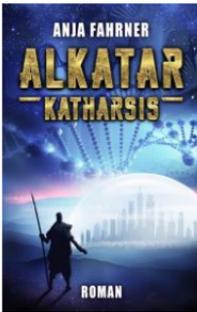
Die Bewohner der Erde haben ihre Welt an den Rand einer Katastrophe gebracht. Eine außerirdische Spezies startet eine Rettungsaktion für den Fortbestand der Menschheit: Freiwillige sollen auf einem erdähnlichen Planeten das Leben im Einklang mit der Natur neu erlernen. Doch als ein intergalaktischer Krieg die neue Heimat von der Außenwelt abschneidet, offenbaren sich die Abgründe der menschlichen Natur.



ANJA FAHRNER

## ALKATAR – DER ERBE

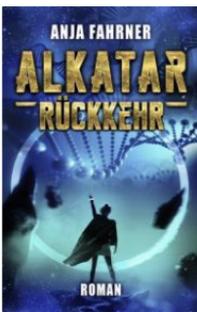
Jahrhunderte nach der Ansiedlung von Erdmensch auf dem Planeten Zadeg beherrschen reiche Händler eine primitive Gesellschaft der Armut. Zum Schutz ihrer Konvois vor den Kreaturen der Wildnis züchten sie übermenschliche Kriegersklaven. In einem dieser Kämpfer schlummert ein geheimes Vermächtnis. Eine Todesmission in von Bestien verseuchtes Ruinenland konfrontiert ihn mit der erschütternden Wahrheit.



ANJA FAHRNER

## ALKATAR – KATHARSIS

Planet Zadeg, zwölf Jahre später: Alvan, ehemaliger Kriegersklave und einstiger Anführer der Rebellion, führt einen aussichtslosen Kampf. Einzige Aussicht auf Hilfe bietet der Interplanetare Bund. Das Problem: Der Kontakt ist während eines intergalaktischen Krieges vor 500 Jahren abgerissen. Die einzige Verbindung ist ein Portal mit fremder Technologie. Eine gefährliche Reise mit unbekanntem Ziel beginnt ...



ANJA FAHRNER

## ALKATAR – RÜCKKEHR

Der frühere Kriegersklave Alvan soll gegen seinen Willen die Nachfolge seines genetischen Ahnen Alkatar antreten, eines einst mächtigen Heerführers und Wächters des Interplanetaren Bundes. Ein hirnstimulierender Eingriff zur Wiedererlangung einst verschütteter Fähigkeiten verläuft nicht wie geplant. Und es gibt noch jemanden, der Alvan für seine Zwecke benutzen will: Hag'Ba, ein Kriegsfürst der invasiven Spezies der Halwaren ...

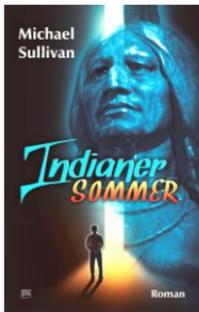


KATHARINA HAHN

## SINISTRE

Fünf Menschen geraten in Situationen, die mit dem alltäglichen Horror nicht mehr zu erklären sind ... Fünf Menschen an den verschwimmenden Grenzen zwischen Illusion, Übernatürlichem und Wirklichkeit erkennen, dass sich Reales und Übersinnliches an vielen Orten überlagern.

Fünf unheilvolle Schicksale in fünf Novellen, illustriert von der Autorin.



MICHAEL SULLIVAN

## INDIANERSOMMER

Nach dem Kauf eines angeblichen Medizinbeutels mit den Überresten eines mächtigen Kriegers findet sich der verträumte Michael im Körper seines Helden wieder: Indigo, die Plastikfigur eines muskulösen Indianers. Das Abenteuer beginnt. Er muss einen Weg zurück in seinen Körper finden und dabei gegen alle anderen Spielfiguren kämpfen, die nichts unversucht lassen, ihm den Lebensfunken auszublasen ...



MICHAEL SULLIVAN

## DURCH DIE ZEIT UND DURCH DEN RAUM

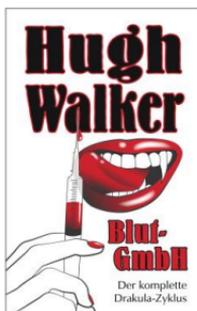
Michael findet heraus, dass sein Großvater durch die Zeit reisen kann. Als der rüstige Rentner von einer dieser Expeditionen nicht mehr zurückkommt, entschließen sich die restlichen Familienmitglieder zu einer irrwitzigen Rettungsaktion und erleben skurrile Abenteuer im Orient, dem Wilden Westen und anderen unangenehmen Orten.



MICHAEL SULLIVAN

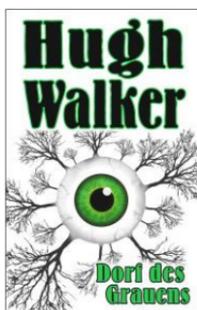
## DER MÜRMLER UND ANDERE GESTALTEN

20 Horror-, Fantasy- und Science-Fiction-Geschichten: Kann man in einer Kirmesbude wirklich in die Zukunft sehen? · Kann ein Riese die mörderischen Wetterexperimente eines Zauberers beenden · Warum lässt sich ein frisch verstorbener Großvater die von ihm abonnierte Zeitung an seine Grabstätte liefern · Kann man(n) wirklich nur 999-mal eine Ejakulation haben? ... u. v. m.



HUGH WALKER  
BLUT-GMBH

Der »Drakula-Zyklus«: Menschen verschwinden im Dunkel der Nacht, um Tage später ohne Erinnerung wieder aufzutauchen. Einstiche an ihren Körpern beweisen, dass Blut abgezapft wurde. Die Spur führt zur Klinik von Dr. Lukard und seiner Blut-GmbH, hinter deren Fassade das Unfassbare droht. Realität und Phantasie verschwimmen – und die Landkarten unserer Wirklichkeit müssen neu geschrieben werden ...



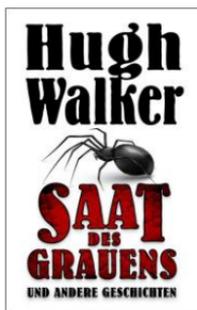
HUGH WALKER  
DORF DES GRAUENS

Frank Urban schlägt es in ein Dorf, das auf keiner Karte verzeichnet ist. Eine unbekannte Macht in den umliegenden Wäldern verändert die Menschen in beunruhigender Weise. Er ahnt nicht, dass sich der wahre Horror noch offenbaren wird!  
*Dorf des Grauens* vereint erstmals die 1978 verfassten Romanteile *Im Wald der Verdammten* und *Kreaturen der Finsternis* in einem Band.



HUGH WALKER & HANS FELLER  
WELT DER TÜRME

3000 Jahre lang haben geheimnisvollen Türme, Relikte der Vergangenheit, die Auswüchse »wilder Magie« in Almodins Welt unterdrückt! Durch die Geburt eines Geschwisterpaares, das die verfemte Kraft in sich trägt, droht sich dieser Zustand dramatisch zu ändern. Verfolgt durch fanatische Lichtritter und Priester gehen Erviana und Gothan ihren Weg, der das Schicksal der Menschen für immer verändern könnte.



HUGH WALKER  
SAAT DES GRAUENS

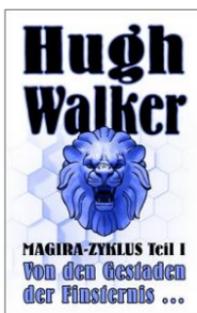
Hugh Walker begann seine Laufbahn als Fan. Als Mitglied der Wiener SF-Szene »Austrotopia« publizierte in den 1960er Jahren seine Texte in Fanzines wie dem legendären »Pioneer«. Die in diesem Band versammelten Erzählungen aus den Jahren 1962 bis 1970 umreißen die Anfänge seines literarischen Schaffens: *Invasion*, *Meine zwei Plasmaten*, *Die Paras*, *Der Fall Moracek*, *Die Saat des Grauens* & *Der magische Stein*.



HUGH WALKER & FRANZ SCHWABENEDER

## REICH OHNE SCHATTEN

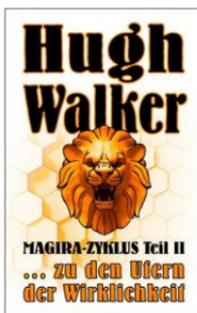
Die Autoren haben während ihrer Linzer und Wiener Fan-Zeit gemeinsame Spuren in der österreichischen Phantastik hinterlassen. Zwischen 1963 und 1968 entstanden drei längere phantastische Erzählungen, die bislang nur in Fan-Publikationen wie »Pionier« oder »Magira« erschienen sind. Walkers und Schwabeneders Texte wenden sich nicht nur an erwachsenes Publikum, sondern auch an Junge und Junggebliebene.



HUGH WALKER

## VON DEN GESTADEN DER FINSTERNIS... (MAGIRA TEIL I)

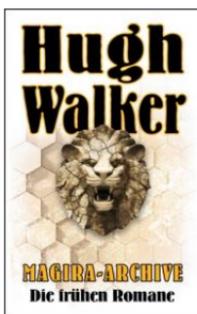
Der MAGIRA-Zyklus stellt das Hauptwerk von Hugh Walkers Schaffen dar und wurde in über drei Jahrzehnten mehrmals in eine neue literarische Form gegossen. Die acht Romane über die Fantasywelt MAGIRA und die Anfänge des legendären »Ewigen Spiels« erscheinen in unserer Werkreihe in zwei Bänden, ergänzt durch umfangreiches Sekundärmaterial ...



HUGH WALKER

## ... ZU DEN UFFERN DER WIRKLICHKEIT (MAGIRA TEIL II)

... Band 1 enthält die Romane 1-4, die Erzählung *Die Faust der Gisha*, Story-Exposés, Beiträge von Helmut W. Pesch und Eduard Lukschndl sowie eine Cover-Galerie. Band 2 enthält die Romane 5-8, die Regeln des »Ewigen Spiels«, Beiträge von Horst Hermann von Allwörden und Franz Schröpf sowie eine Galerie von Helmut W. Pesch.



HUGH WALKER

## MAGIRA - ARCHIVE DIE FRÜHEN ROMANE I & II

Ab 1975 erschien das MAGIRA-Fan-Material in der Taschenbuchreihe TERRA FANTASY des Pabel-Verlags in neu konzipierter Form, doch die Einstellung der Reihe 1982 bedeutete auch das Aus für den noch unvollendeten Zyklus. Die frühen acht Romane werden nun für die MAGIRA- und Hugh-Walker-Fans in zwei Printbänden sowie exklusiv als E-BOOK neu aufgelegt.



ANDREAS GROß

## IM ZEICHEN DER BLUTKRONE

Ein neuer Fantasy-Roman aus der Welt Magira:  
Im Zeitalter des Ewigen Spiels kommt die Alte Welt unter endlosen Wellen von Invasionen nicht zur Ruhe. Dem düsteren Volk der W'Ing'Tiu gelingt es, auf den Trümmern des untergegangenen Löwen-Imperiums ein Reich zu errichten. Die Metropole Magramor erbebt, denn die »Nachtschatten« schreiben ihre Geschichte mit dem Blut von Menschenopfern.



ANDREAS GROß

## DIE TRÄNEN DER BLUTKRONE

Die Fortsetzung des NACHTSCHATTEN-ZYKLUS:  
Das Reich der bluttrinkenden W'Ing'Tiu wurde von einer Vielvölkerallianz vernichtet. Die einstigen Herren werden erbarmungslos gejagt. Doch solange sie ihre todbringenden Klingen führen können, sind die überlebenden Nachtschatten nicht am Ende – ob in Kampfarenen, im tiefsten Feindesgebiet oder an Orten, vor denen selbst finsterste Seelen erschauern.



ANDREAS GROß

## DAS FEUER DER BLUTKRONE

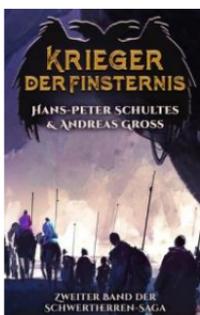
Der dritte Band des NACHTSCHATTEN-ZYKLUS:  
Sarkasch van Shan, der geschlagene Herr der verstreuten W'Ing'Tiu, begibt sich auf die Suche nach der geheimnisvollen Heimat der Mythanen, wo er seine verlorengegangenen Erinnerungen zurückgewinnen will. Auch die Nachtschatten-Kriegerin Nardya muss sich ihrem Schicksal stellen und beginnt einen gnadenlosen Rachefeldzug.



HANS-PETER SCHULTES

## HERRSCHER DER NACHT

Eine neue »Sword & Sorcery«-Saga aus der Welt Magira:  
Die Waranag sind stärkste Macht auf der Alten Welt, doch zwischen den Stämmen schwelen alte Fehden. Dies ist die Geschichte eines ungleichen Geschwisterpaares: Der Schwertherr Hengis, der den Tod auf dem Schlachtfeld sucht, und Dagen, eine Kriegerin auf dem Rachepfad, geraten in einen Strudel von Ereignissen, der ganze Völker in den Abgrund reißen könnte.



HANS-PETER SCHULTES & ANDREAS GROB

## KRIEGER DER FINSTERNIS

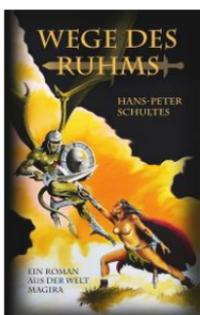
Die »Schwertherren-Saga« aus der Welt Magira geht weiter: Hengis folgt dem Herrscher der Nachtschatten in die Eiswüsten des Pols, wo die Schlacht um die schwarze Zitadelle beginnt. Dagna gerät auf der Suche nach Verbündeten, um die Schreckensherrschaft der Greitungerkönigin Dayra zu beenden, an Sklavensjäger und Verräter. Sie ahnt nicht, dass noch ein weit-aus-unheimlicher Feind seine Intrigen spinn.



ANDREAS GROB & HANS-PETER SCHULTES

## SCHWERTER DER RACHE

Das epische Finale der »Schwertherren-Saga« aus der Welt Magira: Der Geistfresser Ruthven der Rote ist auf der Suche nach dem dunklen Schwert der Macht, um damit den Rabenthron zu erlangen. Dagna und ihre Gefährten stellen sich mit aller Macht dem Feind und seinen Schergen entgegen und ziehen mit den Schwertherren in die letzte Schlacht um das Reich der Ah'tain.



HANS-PETER SCHULTES

## WEGE DES RUHMS

Eine Vorgeschichte zur »Schwertherren-Saga«: Seit den Tagen der ersten Götter tobt der Kampf unheiliger Mächte gegen die Kinder des Menschengeschlechts, in deren Herzen das Wort des Großen Raben brennt. Gegen die Blutmagie der Schlangengeborenen ist ein Schwert, weitergegeben durch die Könige eines auserwählten Volkes, die letzte Hoffnung der noch freien Menschen.



HANS-PETER SCHULTES MIT ANDREAS GROB

## RUNEN DER MACHT

Ein episch-phantastischer Heldenroman: Die Stämme und Völker, die einst mit Attila gegen Rom gezogen sind, haben das Joch der hunnischen Herrschaft abgeschüttelt. Jetzt fallen die Sieger wie reißende Wölfe übereinander her und die Blutmagie eines hunnischen Schamanen erweckt ein lange verloren geglaubtes Grauen. Nur Giso, die Königin der Rugen, erkennt die drohende Gefahr.

# Die Abenteuer um den Schachtürken gehen in die zweite Runde ...

Ende des 19. Jahrhunderts:

Nach ihrem letzten Abenteuer in St. Petersburg haben sich Helene und Lexter eigentlich auf ein paar ruhige Tage in Berlin gefreut. Doch ein heimlich aufgenommenes Foto des geöffneten »Schachtürken« weckt in gewissen Kreisen Begehrlichkeiten.

Besonders die Londoner Herren Cullins und Getty wittern ein Riesengeschäft und entsenden einen Söldnertrupp, um den »Schachtürken« und sein Geheimnis zu beschaffen.

## Damit ist die Jagd eröffnet!